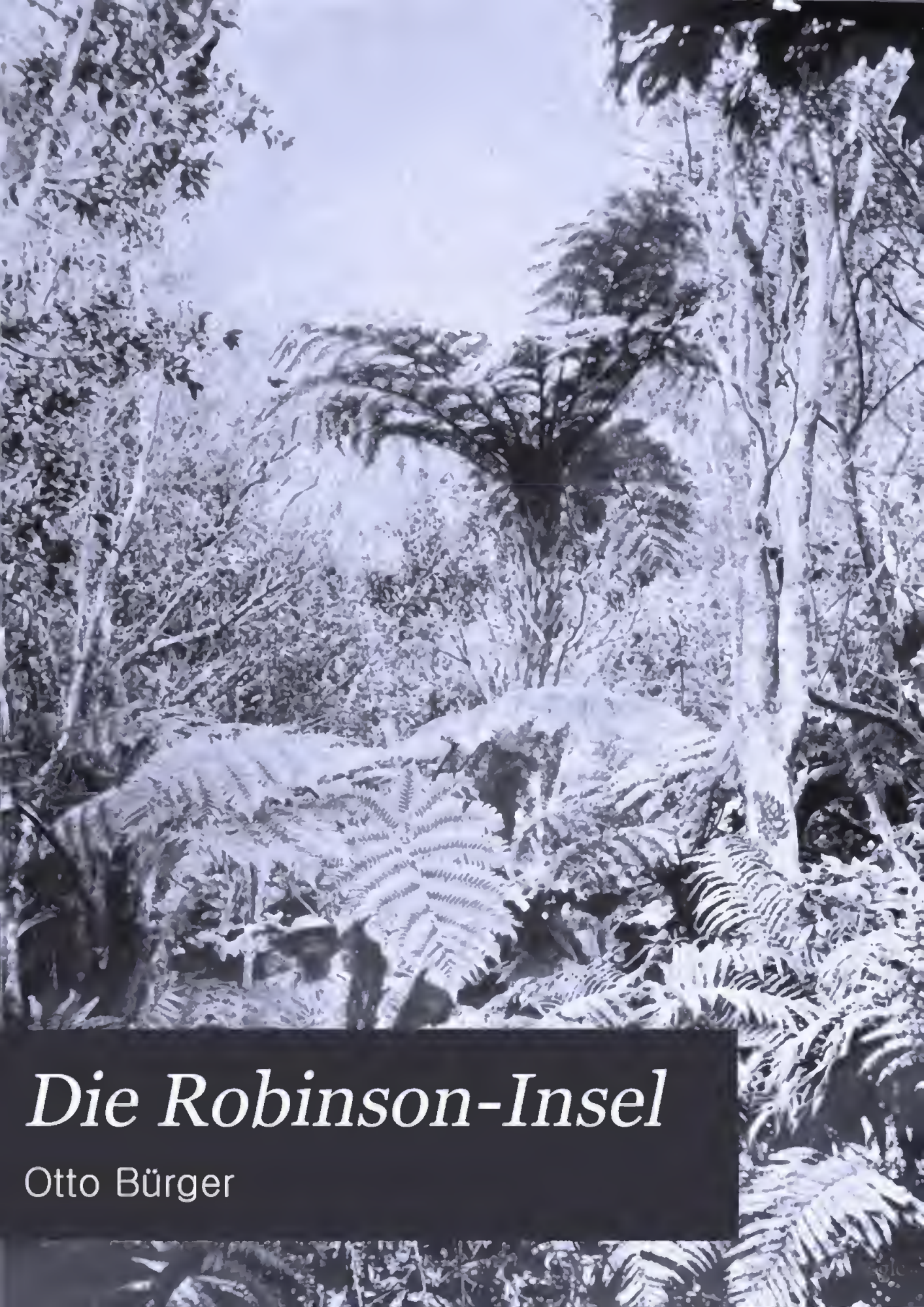
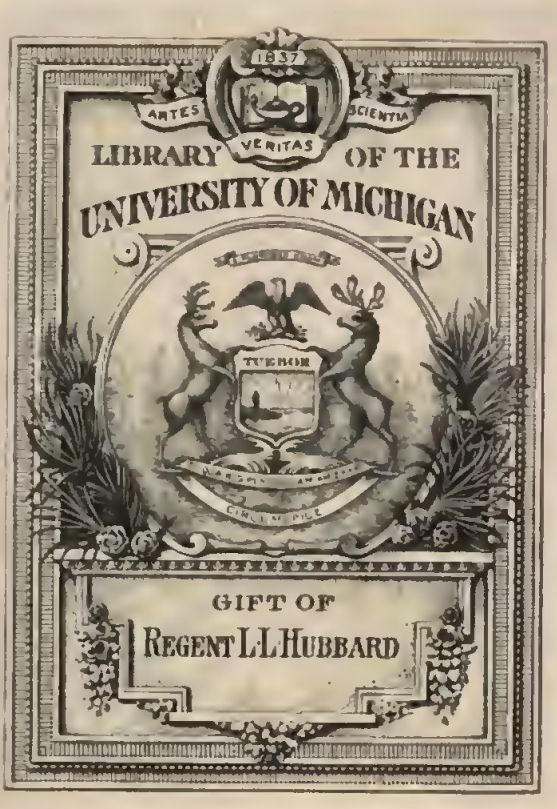


Die Robinson-Insel

Otto Bürger


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
GIFT OF
REGENT L.L. HUBBARD

F
3171
.B4

Verf. phot.

Baumfarne.

Digitized by Google

Die Robinson-Insel

von

Professor Dr. Otto Bürger

Mit 12 Vollbildern und einer Karte

1.—3. Tausend

Kl. Bd. 5b

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher.
1909.

I
XIX

Alle Rechte, beſonders das Recht der Über-
:: ſetzung in fremde Sprachen vorbehalten. ::

Copyright 1909 by Dieterich'sche Verlags-
buchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Druck von Oscar Brandſtetter in Leipzig.

Digitized by Google

Res.
Regent L. L. Hubbard
#11-5-1924

Ⓘ 5-27-46 MM

Zugeeignet

allen alten und jungen Verehrern

von

Robinson Crusoe.

Digitized by Google

Vorwort.

Das vorliegende Büchlein verdankt seine Entstehung einem Aufenthalte des Verfassers auf der Robinsoninsel von Ende Dezember 1900 bis Anfang März 1901. Indessen wäre seine Niederschrift ein kümmerlicher Torso geblieben, wenn wir nicht solch ausgezeichnete Werke über Juan Fernandez besäßen, wie das von Vicuña Mackenna, einem Chilenen und jenes von Johow, unserem Landsmanne. Während letzteres rein wissenschaftlich die seltsame Pflanzenwelt des abgeschiedenen Eilands behandelt, widmet sich ersteres in recht unterhaltender Weise seiner Geschichte, d. h. den Schicksalen und Abenteuern seiner zahlreichen freiwilligen und unfreiwilligen Bewohner durch etwa drei Jahrhunderte. Wie gerne würde man dieses Buch dem deutschen Publikum zugänglich machen! Aber es umfaßt 834 große Seiten! — Der Chilene schreibt gern und daher gründlich! — So mußten wir uns begnügen, einzelne Episoden aus dem reichen Material herauszugreifen und in neuer Gewandung in unser Bild zu verweben, das viel bunter ist, als man es gemeiniglich erwarten möchte. Ja, es ist eine kleine Welt

für sich, unser winziges Masatierra in Natur und Geschichte. Die romantische Idylle der Robinsonade bedeutet nur ein Glied in der Kette merkwürdiger und oft wilder Geschehnisse.

In dem Buche sind auch in jenen Kapiteln, welche von der reichen Natur der Robinsoninsel handeln, fachwissenschaftliche Bezeichnungen vermieden. Damit aber der „wißbegierige" Leser auf seine Rechnung kommt, ist ein Anhang mit alphabetisch geordneten Anmerkungen hinzugefügt, wo man sich unterrichten kann, was der Botaniker unter Naranjillo oder Canelo versteht, wie der Zoologe Zorzal und Torito benannte, oder was „Gringo" besagt.

Lugano, im November 1909.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1. Kapitel.	Das mutige Schifflein	9
2. „	Eine bunte Gesellschaft aus aller Welt	16
3. „	Ein seltsames Ehepaar und seine Genossen	25
4. „	Ein Held und sein Sänger	31
5. „	Juan Fernandez, der Seefahrer	37
6. „	Fromme Väter	44
7. „	Unter schwarzer Flagge	48
8. „	Kaper und Schmuggler	53
9. „	Die Robinsonade. Der Gang zum Lugaus	57
10. „	Die Robinsonade. „Hier laßt uns Hütten bauen!“	69
11. „	Die Robinsonade. Freitag	76
12. „	Der Feind als Wohltäter	83
13. „	Die Stadt des Heiligen Johannes	88
14. „	Verbrecherkolonie	91
15. „	Die Verbannten	97
16. „	Eine Liebestragödie	101
17. „	Der moderne Robinson	107
18. „	Abschied	113

Unſere Bilder.

1. Baumfarne.
2. An der Cumberlandbai. Blick auf den Yunque.
3. La chonta, die Palme der Robinſoninſel.
4. Der engliſche Hafen mit der Robinſonhöhle.
5. Pangues.
6. Blick von Robinſons Lugaus.
7. Auf dem Pfade zum Lugaus. Cycasfarne und Lumadickicht.
8. Im Tal der Kolonie. Blick auf den Lugaus.
9. Auf dem Pfade zum Lugaus. Farnwildnis.
10. Die Robinſoninſel. Panorama der Südküſte.
11. Lumawald.
12. Eine Miſſion.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Das mutige Schifflein.

Um die Jahrhundertwende, in den letzten Dezembertagen 1900, lag ein kleines Schifflein in der weiten Bai von Valparaiſo, welches nicht einmal auf die Bezeichnung Bark Anſpruch machen durfte, ſondern als Peilboot, Maſtboot, ſich eben über die leichten Nachen erhob, die kräftiger Ruderſchlag zwiſchen Land und Ozeanfahrern hin und her trieb.

Seltſam verloren nahm es ſich aus zwiſchen den weißen Panzern mit den gelben Türmen der Chileniſchen Kriegsflotte und den Dampferkoloſſen Liverpools und Hamburgs neben ſeiner Rieſenſchweſter, dem Fünfmaſter „Potoſi“. Und merkwürdiger noch war ſein Name: „Juan Fernandez“. Was hat es mit jenem weltentrückten Eiland zu ſchaffen, gleich fern von dem Inſelmeer des Stillen Ozeans und der Küſte Südamerikas, einſam wie wenige Inſeln der Welt? War der Name Prunk? O nein, er war verdient, redlich und reichlich erworben in zahlloſen Fahrten und Gefahren, in Sturm und Wogen zwiſchen Valparaiſo und Juan Fernandez. Das winzige, aber

robuſte Schiff brachte der Inſel die Welt, alle paar Monate einen Laut von ihrem Getriebe, auf den ein buntes Menſchenvölklein wartete und hoffte, als ob es damit ein Tagewerk vollbrächte, bis eines Tages der Erlöſungsſchrei erſchallt: „Der ‚Juan Fernandez‘, der ‚Juan Fernandez‘!“ Dann zieht alles auf die Berge hinauf, und die geübten ſchwarzen, braunen, grauen und blauen Augen unterſcheiden ein winziges, weißes Pünktchen am Horizonte, das Segel des Bootes, dem alle ohne Ausnahme wie einem Gliede ihrer Familie entgegenharren. —

Es war ein trüber Sommermorgen, als es einſtmals dem Ozean zuſtrebte. Der Wind flau. Die Segel ſchlugen unentſchloſſen hin und her, und die hoch an den Hügeln emporkletternde, vielfarbige Häuſermaſſe Valparaiſos wollte und wollte nicht verſchwinden. Der Neger, welcher ſteuerte — Steuermann und Kapitän in einer Perſon — ließ ſich wenig beirren, aber den Reiſenden begannen böſe Ahnungen aufzugehen, daß die „Segelmaſchine“ ein launiges Ding ſei, ſchöner zum Anſchauen, als ſich ihr anzuvertrauen. Überdies kämpfte ſich die Sonne durch, die heiße chileniſche Weihnachtsſonne, und mit Entſetzen ſahen wir den Schatten der Segel, den einzigen an Bord, ins Waſſer fallen! Erbarmungslos ſandte das Geſtirn ſeine Strahlen auf uns nieder; ohne Mitleid warf der ruckweiſe Wind das Schiff, welches ſich widerſtandslos ſeiner Wankelmütigkeit überließ, von Seite zu Seite, und Sonne und Wind ſtraften uns, Geſicht und Nacken ver-

brennend und mit Blasen bedeckend und das Innere umkehrend.

Juan Fernandez — Robinsoninsel — zauberisches Ozeanidyll, Märchenland der Kindheit, damals hattest du deine suggestive Anziehungskraft verloren! Ach, wir hätten dich hingegeben für die Rückkehr, für die energische Wendung dem Leuchtturm von Curaumilla entgegen, dessen Lichtgarbe wir noch im Dämmer des zweiten Morgens aufblitzen sahen!

Wie lange sollte denn diese Fahrt dauern mit dem Lager auf Kohlen und Mehlsäcken im Bauche des Schiffes? war die halbentrüstete Frage. Und die ruhige, statistisch-erwägende Antwort: das könne man nicht sagen, aber das letztemal habe das Boot 13 Tage gebraucht, davor nur 10, aber einmal 18. Achtzehn Tage! Die Glieder bebten bei der Wiederholung, aber der Schwarze ließ nicht mit sich handeln. Wir klammerten uns nun an die Möglichkeit eines Wunders.

Siehe da, als wir wiederum erwachten, nahmen wir ein Achzen wahr, ein rhythmisches Heben und Senken und stoßweises Erzittern unseres Schiffleins, und als wir den Kopf aus der Luke hoben, sahen wir die Segel voll und prall; ein eisiger, steifer Südost bestrich uns die Ohren. — Hei! Wie fuhrest du nun dahin, „Juan Fernandez", wie schnittest du die Wogen und setztest über sie hinweg, wie fest und unverrückbar legtest du dich ein wenig zur Seite (wie ein gut zielender Schütze) vor dem Wind!

Wir triumphierten. Das Feſtland verſchwunden. Nicht einmal ein Dunſtreifen verrät, wo es liegt. Auch die rieſigen Schneehäupter der Kordillere, Mercedario und Aconcagua, entglitten dem Horizonte. Blauer Himmel, blaues Meer mit weit ausgreifenden, beinahe glatten Wogen, die nur am Kiel leicht aufſchäumen, und denen wir bald auf dem breiten Rücken ſitzen, bald entrinnen in ihr flaches Tal hinab.

Kein Laut, kein Möwenſchrei; nur das Gezwitſcher einer Seeſchwalbe, die uns, faſt die See ſtreifend, unabläſſig folgte. Tag um Tag blieb ſie unſere Genoſſin, zuweilen einige Sekunden auf den Fluten tänzelnd, öfters einen Moment in ſie halb niedertauchend, aber nur ſelten die Spanne eines Augenblicks auf ihnen ſich wiegend raſtend, ſondern faſt ohne Schlag mit den ſchmalen, erſtaunlich langen Flügeln dem eiligen Fahrzeuge nachſchießend. Wie eine Erſcheinung kreuzte vor uns ein ſtolzer Dreimaſter. Wie unendlich winzig kamen wir uns vor, die wir den Waſſerſpiegel faſt mit den Händen berühren konnten, über den wir hinflogen. —

Sollte man es für möglich halten, daß unſere kleine Nußſchale einige Monate ſpäter der Schauplatz wilder Szenen wurde? Den ſchwarzen, hünenhaften Kapitän, der uns jetzt in behaglichem Gleichmut den Kurs hielt, hatte der Wahnſinn erfaßt, ein wildes Delirium von Liebestaumel und Alkohol, ſo daß er überwältigt an den Maſt gekettet werden mußte. Dann zurück nach Valpa-

raiſo, denn kein anderer getraute ſich, die Inſel zu finden. Mit einem ſchnell aufgeleſenen Erſatz ging es ohne Säumen zum zweitenmal los; da, auf halber Fahrt verſiegte das Waſſer — die verſtauten Trinkfäſſer, welche die Reſerve bilden ſollten, waren leer geweſen — wiederum zurück, mit genauer Not dem Verdurſten entronnen, denn diſziplinloſe Geſellen hatten das Faß mit dem Reſt heimlich angebohrt. Erſt die dritte Fahrt führte zum Ziel. Wir auf der Inſel hatten das Schiff verloren gegeben. Und abermals einige Monate ſpäter ein wilder Kampf, und ein Alter, der Juan Fernandez nach Jahr und Tag verließ, um auf dem Feſtlande mit einigem Erſparten eine kleine Exiſtenz zu gründen, wurde ins Meer geſtoßen; ein Opfer der Rache. Und ſchließlich, auch die letzte Stunde hat dem Schifflein inzwiſchen geſchlagen, kam es nicht wieder — nicht zur Inſel, nicht zum Lande. Ohne Kunde erfüllte ſich ſein Schickſal. Zerſchnitt es ein Dampfer oder Segler, ſchleuderte es ein Wal unwirſch von ſeinem Rücken oder zermalmten und begruben es entfeſſelte Wellen? —

Aber heute ſtieg und ſenkte es ſich wie ein ſtolzes Geſchöpf.

Wem fließt das Spiel, wem entſtrömt der Sang nach leiblichem Mahle, wenn das Schiff wie unſer „Juan Fernandez“ in Sonne und Wind wie leicht beſchwingt dahineilt? Dem Abenteurer! Was Wunder, daß unſere Planken bald von Liedern und Saiten widerhallten! Denn wir hatten jener raſch murrenden und noch ſchneller fröh-

lich blickenden Gesellen etliche. Vorne am Bugspriet waren sie eingepfercht, mit Weib und Kind. Merkwürdige Menschen, voll Sehnsucht und Hoffnung. Sie hatten es so eilig, als ob ihnen ein Glücksfall davonlaufen könnte, nach der Insel zu kommen, wo sie Languſten fischen und Haifett sieden sollten. Viel eiliger als wir. Darum ihre Verzweiflung gestern und heute ihre singende und klimpernde Luſt.

Vier Tage hindurch jubelte die Gitarre und schmetterten ihre Kehlen, und am sechsten nach unserer Ausfahrt, wollte die Begeisterung kein Ende finden, denn am westlichen Horizonte zeichnete sich ein trapezförmiger Umriß ab, die Spitze des Yunque, des höchsten Gipfels des ersehnten Eilands. Dann wurde es schwüler, die Segel plätscherten, und bald schwamm die Leine mit dem Zählapparat am Backbord; der „Juan Fernandez" stoppte. Da verfielen unsere ungeduldigen Weltfahrer auf einen verzweifelten Ausweg. Ein kleiner Nachen wurde auf das spiegelglatte Meer hinabgelaſſen und mit einem Tau versehen, bemannt von jenen ruderschwingenden Burschen, der Vorspann unseres Peilbootes. Unser Schwarzer hatte willig ihrem anstürmenden Begehren nachgegeben und strich jetzt schmunzelnd seinen Lohn ein, wie er sie mit viel Enthusiasmus und wenig Übung die wildesten Anstrengungen machen sah, den widerwilligen Rumpf unseres „Juan Fernandez" fortzuschleppen. Es war umsonst. Er wankte und wich nicht; nur die unsichtbare Strömung trieb ihn

Verf. phot.

An der Cumberlandbai.

Die Ausläufer der Kolonie beschattet von Eukalypten. An dem Felsabhange über den Bäumen die Eingänge der Kerker. In der Mitte der Bunque.

langſam ab, und bald war der Nunque verſchwunden, der Nachen wieder an der Seite vertäut und die wackeren Seefahrer lagen in lethargiſchem Schlummer.

Das träumende Meer belebte ſich. Röhrenquallen erſchienen an der Oberfläche, lange, mit hundert Rubinen verzierte Ketten durchſichtiger Polypen und tiefblaue, zierliche Phyſalien in ſchier unabſehbaren Scharen; in einem rieſigen, roſenroten Schweif zogen Tauſende von Melonenquallen ihre Bahn, und ein andermal kräuſelten ſich ringsumher glashelle, zarte Venusbänder. Dann erſchienen in endloſer Fülle reizende Salpen, eine Milchſtraße erzeugend und kleine, purpurne Meduſen pulſten langſam dahin. Nachts begann ein Glänzen ohnegleichen. Das erſtarrte Meer badete ſich im Widerſchein des Vollmonds, und vielmehr noch ſtrahlte es einen eigenen Silberglanz aus, mit dem es Millionen leuchtender Urtiere tränkten.

Noch einen Tag und eine Nacht konnten wir das windſtille Meer beobachten, deſſen Spiegel ſich ſo mannigfältig und wundervoll belebte. Dann führte uns eine leichte Briese am neunten Tage in die Bahia Cumberland, jene Bucht des Eilandes, in welche ſich das Tal niederſenkt, in dem Robinſon Cruſoe einſt zu ſeinem Lugaus hinaufſtieg.

Zweites Kapitel.

Eine bunte Gesellschaft aus aller Welt.

Mit den Hochgebirgen zugleich, mit Himalaja und Kordilleren tauchte unsere Insel aus dem Meere empor. Aber nicht auf einmal gewann sie ihre heutige, reich gegliederte, gebirgige Gestalt.

Zunächst erhob sich ein Sockel von grünem Andesit, wie er das Gerippe der Anden bildet, dann folgten Hunderte von Eruptionen, die vielfarbige Aschen und Sande emporschleuderten, weiße, gelbe, rote, braune, grüne, schwarze, und wie Regen über das massive Fundament ergossen, so daß sich Schicht auf Schicht häufte und lagerte, so regelmäßig, wie es sonst nur im Wasser sich abspielt. Die zahllosen Decken preßten und erhärteten sich und bilden heute die manchmal 300 m hohen buntstreifigen Steilküsten der Insel. Aber letztens drang basaltische Lava nach und stieg hoch empor und erstarrte in den Gebirgshäuptern der Insel, deren höchstes der Yunque, der Amboß, gegen 1000 m über die See hinausragt.

Verf. phot.

Pangues.

Digitized by Google

Auch nicht allein erstand sie. Eine Zwillingsschwester stieg mit ihr aus den Fluten empor, etwas kleiner, aber doppelt so hoch; wuchtig, eine einheitliche Felsmasse, wie das unangreifbare Kastell eines Meerbeherrschers. Beinahe 100 Meilen westlich von Juan Fernandez umbrandet sie das Meer, in ungastlicher Abwehr trotzend. Mas-a-fuera, Weiter-hinaus, nennt sie der Bewohner Chiles, während er die Robinsoninsel als Mas-a-tierra, Näher-am-Land, begrüßt.

Beide verwandelten sich in reich bewachsene Eilande mit hohem Wald, dichtem Busch und langgrasiger Steppe. Mannigfaltiger und vielgestaltiger Pflanzenwuchs bedeckt sie: Stattliche Palmen, herrliche Baumfarne, prächtige, immergrüne Laubbäume, Bambusdickichte, liebliche Kräuterrasen und bunter Blumenflor, der in Felsspalten nistet, all das schmückt sie. Wer brachte diesen entlegenen Stätten solch köstliches Geschenk? Die Strömung, die Vögel und vor allem die Winde. Sie beluden sich mit Sporen und Samen.

Vornehmlich suchten sie ihr von dem Überfluß der Küsten Chiles mitzuteilen. Aber vielem konnte die Insel nicht zur Heimat werden, namentlich nicht dem, was ihr die allernächsten Gestade sandten, die der Breite von Valparaiso, denn dort herrscht eine überaus trockene Luft, und im Winter ist es eisig kalt, im Sommer glühend heiß, bis zum Versengen; in Juan Fernandez aber stets feucht und warm, oft schwül. So paßte ihr besser, was vom Süden

Chiles herüberkam, aus jenem Teile, in dem heute Tauſende von Deutſchen ein neues bekömmliches Vaterland gefunden haben. Selbſt vom Feuerlande Empfangenes gedieh. Doch aus viel weiteren Fernen kamen die Einwanderer: aus dem tropiſchen Amerika, Polyneſien, ja, ſogar von Auſtralien und Neuſeeland und den Inſeln des Indiſchen Ozeans.

Die Mehrzahl der Ankömmlinge blieb ſich auch unter den veränderten Verhältniſſen getreu in Art und Charakter, aber andere wandelten ſich. Einigen ſagte das Klima und der Boden des Eilandes ſo zu, daß ſie ſich aus der Sippe der Kräuter in die Klaſſe der Bäume aufſchwangen, derart gediehen ſie in die Höhe und Dicke, und etliche kleideten ſich mit der Zeit ſo fremdartig, daß niemand ihre Ahnen mehr zu erkennen vermag. Es ſcheint, als ob ſie den Ehrgeiz hätten, für eingeborene Geſchlechter gehalten zu werden.

Die immergrünen Wälder bedecken die gebirgige öſtliche Hälfte der Inſel: in den bachdurchrauſchten Tälern und an den Berglehnen als ein wildes Durcheinander verſchiedenartigſter Typen in beinahe undurchdringlichen Dickichten; auf den Höhen oft als lichte Hallen, deren Dach und ſchlanke Säulen eine einzige Baumart erzeugt.

Es iſt nicht überraſchend, daß die führenden Geſtalten wie im Urwald Chiles ein Myrtenbaum und eine Magnolie ſind. Die Luma und der Canelo, wie das Volk ſie nennt.

Die Luma iſt ein prächtiger, mit feinem, glänzenden Blattwerk dicht belaubter Baum. Meiſtens vom Boden bis zum Wipfel eine feſte, tiefgrüne Maſſe, die in rötlichen Tinten erglüht zur Zeit der neuen Triebe, welche braunrot hervorſprießen. In den tiefen Tälern erlaubt ſie keinen Einblick in ihr Aſtwerk. Auf den Höhen aber, auf dem Plateau des Puerto Francés ſchürzt ſie ihre Laubmaſſen und wirft ſie in die Wipfel und zeigt ihr ſtolzes, kühn aufſtrebendes, ſchlankes und reiches Gezweige, das ſich ſchließlich in gotiſchen Spitzbogen gegeneinander neigt. Hier duldet ſie keinen Genoſſen neben oder unter ſich. Hier herrſcht ſie, wie bei uns die Buche und erweckt dieſelbe feierliche Stimmung, die niemals beſſere Worte fand als:

„Wer hat dich, du ſchöner Wald,
aufgebaut ſo hoch da droben?“

Den Canelo kleidet ein lichtgrünes, großes, glänzendes Blatt (dem des Gummibaumes nicht unähnlich), aus dem vielfach ſein ſilbergraues Geäſt hervorleuchtet. Er liebt es auf der Inſel, ſeine Blätter in dicken Roſetten an den Zweigſpitzen anzuhäufen und ſchmückt ſich im Frühling mit weißen Blütenſträußen.

Beide überragt der Naranjillo, der König der Waldbäume von Juan Fernandez. Er macht ſich weithin bemerkbar mit ſeinem ſparrigen, hellen Aſtwerk, das eine ſchirmartige Krone erzeugt, welche große Fiederblätter licht belauben, und die ſich wohl an 30 m hoch erhebt. Der

Naranjillo muß vom tropiſchen Amerika, aus den Urwäldern Perus oder Neugranadas, hierher verſchlagen ſein, ebenſo wie der Peralillo, welcher ganz außerordentlich an unſeren Birnbaum erinnert, aber zu der Familie der Chinarindenbäume gehört und mit den drei anderen die Führerrolle ſpielt.

Unter jenes Quadriumvirat miſcht ſich noch recht zahlreich ein Bäumchen mit ſchwarzgrünem Laube, das wir ſommers auch im dichteſten Schatten im Schmucke langer, dunkelvioletter Blüten finden, und ferner dadurch merkwürdig iſt, daß es das einzige, mit Dornen bewehrte Gewächs der Inſel vorſtellt. Trotzdem empfing es die Bezeichnung Juan Bueno, Guter Johann. Außerdem drängt ſich vielfach an den Bachrändern und in den Moräſten der Manzano vor, ein hoher, eleganter Strauch der Neſſelgewächſe mit ſehr zarten Blättern, deren Unterſeite ein grauer Schleier wie mit Silber überzieht. — Juan Bueno und Manzano verraten kaum mehr ihre Herkunft, indes dürften ihre Ahnen aus dem Weſten Südamerikas ſtammen.

Die immergrünen Laubmaſſen der Luma, des Canelo, Naranjillo und Peralillo, welche Juan Bueno und Manzano durchbrechen und Bambus durchflicht, bilden an vielen Orten Niſchen und weichen auseinander, um einer ſeltſamen, fremdartigen Geſellſchaft Platz zu machen: den Baumfarnen, Gruppen herrlichſter Erſcheinungen.

Die gewaltige, umfangreiche Dickſonia von drei- bis

Verf. phot.

La chonta, die Palme der Robinſoninſel.

vierfacher Mannshöhe (welche häufig noch mächtige Seitenäste abgibt) mit den 2 m langen Wedeln, die wie riesige Straußenfedern sich emporrecken, die elegante Thyrsopteris, mit jener wetteifernd an kühnem Aufstreben, und die kleinere Alsophila mit den riesigen, sich etwas neigenden Blättern, deren Unterseiten einen blauen Schimmer ausstrahlen. Zwischen ihnen wogt es von Adler- und Saumfarnen, Milz-, Streifen- und Schildfarnen und den vollen Blattrosetten der Lomaria. Die Felsen und modernden Baumstümpfe überkleiden zahllose zarteste Hautfarne, und wie Efeu klettern und umwickeln die Baumstämme — besonders den Juan Bueno — bis hoch in die Wipfel verschiedenartige Tüpfelfarne, darunter einer durchsichtig wie grünes Glas.

Hin und wieder steigt in dem Dickicht ein schlanker, kerzengerader, grüner Stamm empor mit hellen Ringen; weit über das Laubdach hinaus reckt er sich und entfaltet wie der Naranjillo im hellen Lichte seine wundervolle Krone. Es ist die Chonta, die Palme der Robinsoninsel, mit dem graziösen übervollen Wipfel riesiger Fiederwedel und ihren roten Fruchttrauben, die weit hinaus leuchten. Aus den Wäldern Boliviens oder Perus mag sie vor undenklichen Zeiten ein vom Sturm verwehter Vogel gelandet haben.'

Aber von woher kam der fremdartige Eremit der Wälder Masatierras, den heute nur der Zufall hier und dort an unzugänglichsten Orten entdeckt, der Sandel-

baum? Zweifelsohne fern aus Oſtindiens Meeren, wo die Wiege ſeines altberühmten Geſchlechtes ſteht. Wie Freimaurer behüten heute die Inſulaner das Geheimnis ſeiner Waldklauſe und zeigen, Ehrfurcht heiſchend, wie ein Heiligtum, ein Kreuz, das ſie ſelbſt aus ſeinem duftenden, eiſenharten und dunkelroten Holze geſchnitzt haben.

Farnheiden und Buſch nahmen Beſitz von den ſonnigen Rücken der Berge. Die Wedel der Farnkräuter ſchlagen über dem Wanderer zuſammen. Weite Flächen bedecken den Zykaspalmen ähnliche Farne, die fiederblätterigen Lomarien, von denen ſich Krone an Krone drängt, jede getragen von meterhohem, plumpen Stamme. Hier wächſt der Murtillo, ein Myrtenbäumchen Chiles, hoch geſchätzt wegen ſeiner ſüßen, aromatiſchen Beeren und ein hoher Strauch gleichen Namens aus der Familie der Heidekräuter, deſſen Früchte ebenfalls gegeſſen werden. Hier duftet der Aromo Kaſtiliens, hier leuchten wie Alpenroſen die feurigen Blütenriſpen eines hohen Saxifragenſtrauches, umſchwirrt von Kolibris und recken uns Pangues ihre rieſigen, rauhen, oft trichterförmigen Blätter entgegen. Dieſe ſeltſamen Gewächſe, welche an feuchten Orten gewaltige Dimenſionen annehmen, und die ſich mit ſtrauchartigen Rhabarberpflanzen vergleichen laſſen, kamen aus dem fernen Süden Chiles.

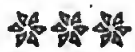
Aber auch jene merkwürdigen Pflanzen, die durch nichts mehr verraten, wo ihre Schöpfungswiege ſtand, bevorzugen die lichten Höhen: Vereinblütler, die

hohe Bäume geworden ſind und mitunter Palmen gleichen, indem ihre Blätter ſich an der Spitze des kahlen Stammes zuſammendrängen, den umfangreichen Blütenſtrauß umfaſſend, und die ſich oft am nackten Fels feſtklammern; die den Baldgreiſen naheſtehenden Robinſonbäume und -ſträucher, darunter der Reſino und Incenſio, welche duftende Harze abſondern, die zu köſtlichem Weihrauch verglimmen und der gablig verzweigte Flockenblütenbaum. Zu ihnen geſellen ſich hohe Labiatenſträucher mit blauen, violetten und weißen Lippenblüten und ein Wegerichbäum, der größer wie ein Mann wird, ein echter Wegbreit, der gar nicht ſelten auf unſeren ganz gemeinen Wegerich hinabſchaut, welcher ſich auf Juan Fernandez aber viel üppiger entfaltet hat: werden ſeine Blätter doch fußlang, ſeine Blütenähren meterhoch — er ſtrebt ſeinem Vorbilde nach.

In den Teppich mannigfaltiger Gräſer, Simſen, Riede und Binſen woben ein buntes Muſter gelbe Ruhrkräuter, weiße, purpurn geaderte Glockenblumen, zarte Lobelien mit violetten Lippenblüten, roſafarbener Tauſendgülden und ſchlanke Iris. An manchen Stellen bildet der Teufelstabak mit ſeinen blauroten, auffallenden Blüten kleine Wäldchen oder der gelbe Sauerklee große leuchtende Flecke, und bis zum Meere folgt die kleine, orangefarbene Gauklerblume und ein dunkelblauer Eiſenhart.

Der Umarmung des üppigen Pflanzenwuchſes entwanden ſich jedoch die Gipfel, welche ſchwarz und kahl emporragen als ſteile, meſſerſcharfe, zackige Grate, nadelartige, bizarre Spitzen oder ſchroffe Kegel und maſſige, jäh abſtürzende Felsmauern. Auch die ſchwindelnd abfallenden Küſten ſind nackt; nur hin und wieder leuchten die weißen Blütenbüſchel einer an unſere Hundskamille erinnernden Kompoſite und ſchimmern die ſilbernen Polſter eines Ananasgewächſes.

So iſt das Tote und Lebendige wunderbar gemiſcht in der Landſchaft von Juan Fernandez, welches der breite, weiße Brandungsſaum aus den ultramarinen Fluten heraushebt.



Drittes Kapitel.

Ein seltsames Ehepaar und seine Genossen.

Die Wälder blieben nicht stumm, die leuchtenden Blütenkelche öffneten sich nicht umsonst. Die Insel belebte sich mit einem bunten Tiervolk, zusammengewürfelt wie jenes der Menschen, das sie heute bewohnt. Welch seltsamer Zufall mag den Kolibri des chilenischen Festlandes nach Juan Fernandez verschlagen haben? Wie bestand der kleine Torito, ein winziger Tyranne, die weite Fahrt? Wie die Drossel der Magallanes, der Zorzal, oder der Rayadito, ein zierlicher Baumläufer?

Es umschwirren sogar zwei Kolibris — Picaflores, Blumenpicker — die auffallenden Blüten des Teufelstabak und Juan Bueno: derjenige Chiles und ein anderer, nirgends sonstwo als auf Masatierra und Masafuera in der Welt vorkommend. Da haben wir wiederum einen jener wunderbaren Fälle, welche dem modernen Naturforscher solch vorzügliche Waffe gegen den alten gegeben haben im Kampfe um die Schöpfungslehre.

Der kleinere Picaflor, der eingewanderte, ist ein grünes Vögelchen, das Männchen mit purpurnem Kopfschmuck, alles metallisch glänzend, wie es seiner Sippe eigen ist. Der größere, der anscheinend autochthone, so verschieden in beiden Geschlechtern wie ein schwarzbefrackter Herr und eine toilettenfreudige Ballschöne, nur das umgekehrt bei unserem Schwirrvogel das Männchen ein üppiges Gewand anlegte, denn es kleidete sich vollständig licht kanelfarben, überhauchte die Flügel mit purpurnem Schmelze und bedeckte das Haupt mit blitzender, rotgoldener Kappe. Das Weibchen indes kontrastiert seltsam durch das stumpfe Schwarzbraun seines Gefieders, das zarte, grüne Federchen ein wenig herausputzen und ein weißes, grüngetupftes Chemisett nebst einem amethystfarbenen Mützchen zu verschönen suchen.

Wie überraschend und befremdlich dieses ungleiche Ehepaar, das sehr spät als solches erkannt wurde! Aber viel erstaunlicher ist es, daß nichts uns der Notwendigkeit enthebt, seine Urheimat auf der Insel selbst zu suchen! Daß wir gezwungen sind, es als eine Spielart des kleinen Blumenpickers anzusehen, der aus Chiles Kordilleren verwehte. Das Weibchen bürgt uns dafür, es hat den ursprünglichen Typus ziemlich treu bewahrt, wie denn in der Natur das Weibliche ganz allgemein sehr viel beständiger, sagen wir konservativer ist, als das Männliche, welches bald dieser, bald jener Laune folgt. Die Spielart, die hellbraune Farbenvariante, an der nur die Männchen

teilnahmen, befeſtigte und vertiefte ſich im Laufe der Zeiten; ſie gedieh ſogar beſſer als ihre in beiden Geſchlechtern grünen Ahnen und übertraf dieſe nicht unbedeutend an Größe und Länge der Flügel, ſo daß ſie ſogar einen Flug nach Maſafuera wagen durfte und auch Beſitz von dem Schweſtereilande nahm.

Die Picaflores ſind die lieblichſten Erſcheinungen der kleinen Vogelwelt von Juan Fernandez. Wo etwas blüht, und ſei es noch ſo verborgen, ſie machen es ausfindig, auch im tiefſten Urwalddunkel; und dann ſchweben ſie mit durchgedrücktem Rücken, geſpreiztem Schwanz und ſchwirrendem Flügelſchlag vor den Kelchen, und der feine, ſpitze Schnabel taucht in ſie nieder und fährt zurück, geſchwinde und nimmer müde. Dabei vergeſſen ſie alles um ſich her und beachten auch kaum den Tritt des Menſchen, benommen wie im Liebesſpiel.

Faſt ſo beweglich, aber überdies mit ſüßem Geſange begabt iſt der Torito, ein kleiner, grau-olivenfarbener Tyranne mit weißgelblicher Bruſt und einer Tolle, die er keck ſträubt, alles Gezweig nach Inſekten und Maden muſternd. Er iſt ſtark verheiratet, denn er trennt ſich keinen Augenblick von ſeiner Gefährtin, und trotzdem, wenn die Septemberſonne den Frühling bringt, entflammt er immer wieder zu neuem Liebeswerben; ſeine ſonſt ſo kurze Sangesſtrophe ſchwillt an zu einem langen, heiß begehrenden Verſe.

Noch ein Inſektenjäger kommt hinzu, der Rayadito,

ein neuweltlicher Baumläufer, braunrot mit ſchwärzlicher Stirne. Aber nur ein einziger Vogel reflektiert ſeit undenklichen Zeiten auf die Beeren und Samen der Inſel. Das iſt der Zorzal, die graubraune Droſſel des chileniſchen Feſtlandes, welche ſich mit Vorliebe an den roten Früchten der Chonta gütlich tut und damit zum eifrigſten Verbreiter der Palme wird. Auch der Zorzal erfüllt die Lüfte mit Geſang, namentlich am Spätnachmittage, nachdem er ſeine Ernte eingeheimſt.

Aber jenes konzertierende, behende Geſindel haben ſich in Maſatierra und Maſafuera zwei Falken zu Herrſchern beſtellt, der kleinere, braunrote Cernícalo und der blau-aſchfarbene größere Aguilucho, welcher auch wohl zur See niederſchießt, um fliegende Fiſche zu erbeuten. Die Nachtpolizei beſorgt die Schleiereule, welche ſich die ganze Welt erobert hat.

Kein Vierfüßler fand vor dem Menſchen ſeinen Weg zu unſerem einſamen Eiland; weder Eidechſe noch Schlange raſcheln im Laube, auch Froſch und Kröte haben ſeine Gefilde nicht erreicht. Dagegen raſten an dem Strande Maſatierras und mehr noch Maſafueras Herden von Seehunden, und früher landeten die gewaltigen Seeelefanten. Scharen von Humboldt-Pinguinen pflanzen ſich in Reih und Glied auf den niedrigen Brandungsfelſen auf; düſtere, beinahe ſchwarze, große Sturmvögel mit ſtarkem Schnabel, die Fardelas, niſten an den unzugänglichen, himmelhohen, buntgeſtreiften Steilküſten; auf dem

Meere wiegt ſich der Pelikan und jagen ſich in weitem Bogenſprung Delphine.

Bunte Fiſche, goldene und violette, ſpielen in durchſichtigen Fluten, welche ein üppigeres und mannigfaltigeres Tierleben beherbergen, als im Angeſichte des Feſtlandes, denn unſere Inſel umſpülen die warmen Strömungen Ozeaniens.

Prächtige, reich verzweigte Korallen mit großen Kelchen wurzeln in der Tiefe, geſchmeidige Schlangenſterne und ſeltſame, achtarmige Seeſterne gleiten über die roten und weißen Raſen von Kalkalgen; bunte Röhrenwürmer beſetzen das Geſtein, auf dem die Languſte, ein rieſiger Panzerkrebs, weidet, und über dem der Bacaláo, ein gewaltiger Barſch, der Pampanito, ein Skorpide und der Toyo, ein Hai, ihrer Beute nachſtellen.

Während die Säugetiere ſich erſt an die Ferſe der Menſchen hefteten, fand das leichte Inſektenvolk allein ſeinen Weg. Der Diſtelfalter Südamerikas gaukelt winters und ſommers umher, und verſchiedenartige Eulen, darunter recht auffallende, beleben die Grasſteppen nebſt mancherlei bunten Fliegen, etlichen Hautflüglern und einer Heuſchrecke, welche genau ſo verwaſchen gelb-rot-braun gefärbt iſt, wie der vulkaniſche Sand, auf dem ſie ihrer luſtigen Turnerei obliegt. Alles echte Chilenen. — Unter den Käfern gibt es einige, welche echte Juan Fernandezianer ſein wollen, namentlich mehrere Glanz- und Rüſſelkäfer. Außer dieſen und einem Marienkäferchen nebſt

einem Kurzflügler gibt es noch etliche Laufkäfer, die aber meiſt ein recht verborgenes Daſein führen und in der Regel ihr Vaterland, die chileniſche Küſte, nicht verleugnen.

An die Blätter der Farne ſchmiegt ſich eine durchſichtige, nahezu glashelle, dünne Schnecke.

Viertes Kapitel.

Ein Held und sein Sänger.

Während die Menschen, von Sonnenaufgang und -untergang vordringend, Besitz nahmen von den Eilanden des Stillen Ozeans, und selbst die einsame Isla de Pascua, die Osterinsel, eine uralte Kulturstätte wurde, blieben Masatierra und Masafuera unberührte Paradiese, die keines Menschen Fuß entweihte. Sogar noch weit über die Entdeckung Amerikas hinaus; denn die ersten, welche es betraten und in seine dunklen Myrten- und Farnwälder eindrangen, in denen damals der Sandelbaum noch reichlich wuchs, waren weder Malaien noch Indianer, sondern Weiße, Spanier.

Der kühne, aber falsche Francisco Pizarro hatte das Sonnenreich, die Herrschaft der Inkas, die von den heißen Anden Ekuadors bis in die kalten Niederungen Südchiles reichte, zerstört. Vergebens versuchte Atahualpa, der letzte, jugendliche Fürst Perus, die spanische Unersättlichkeit mit Wagenlasten goldener Geräte zu stillen und seine Freiheit zu erkaufen. Er starb den Martertod.

Aber das Gold von Cuzco und Lima und der zahllosen Tempel des ausgedehnten Indianerstaates genügte den Konquistadoren nicht, und bereits drei Jahre nach ihrer Ankunft in Peru befand sich ein Häuflein auf dem Wege nach Chile. Es scharte sich um den Hauptmann Diego de Almagro und suchte seinen Weg durch die Puna, an jenen endlosen, trockenen Salzseen entlang, wo der sengenden, dürren Tagesglut schneidende Nachtkälte folgt; denn nur hier, im Angesichte der schneebedeckten, 5000—6000 m hohen Kordillerenhäupter, obgleich in Höhen, welche mit den Gipfeln der Alpen wetteifern, durfte man Leben erwarten: hin und wieder niedrige Grasteppiche, welche Vicuñas abweideten, und Bäche mit Schneewasser, an denen gelbe Ranunkeln und Gaukkerblumen, violette Bärenschoten und blaue Enziane blühten und rotbrüstige Flamingos einherstelzten. Zwischen Puna und Küste erstrecken sich die Salpeterwüsten.

Auch Ansiedelungen gab es. In ihnen fingen sich die unbarmherzigen Fremdlinge neue Menschen als Lasttiere. Wie Ochsen wurden sie gekoppelt. Ein Dutzend nebeneinander, die Hälse zwischen Stricke eingezwängt. Brach einer ein Bein oder übermannte ihn Schwäche, daß er schwindelnd zusammensank: man nahm sich nicht erst die Mühe, die Kette zu lösen, ein Hieb mit dem mächtigen Machete (dem gewaltigen Messer) trennte Kopf und Rumpf; die übrigen hatten für einen mehr zu ziehen. Leichen über Leichen kennzeichneten den Pfad, den eine

lebende Wolke beſchattete: Hunderte von Kondoren, Aasgeier; die Totengräber.

Über ſechs Monate dauerte die Reiſe am Saume von Wüſte und Schneegebirge, und erſt nach dreiviertel Jahren gelangten ſie in ein wirklich fruchtbares Tal, in das des Aconcaguafluſſes, in dem ſich Haine der maſſiven, chileniſchen Palme erhoben, wo die Lúcuma ihre ſüßen Früchte reifte und die Indianer Kartoffeln bauten. Da war es ihnen, als ob ſie in ein Paradies getreten wären, und ſie nannten dieſe Stätten enthuſiaſtiſch val de paraiſo, Paradieſestal. Der Name iſt auf den größten chileniſchen Hafen übergegangen.

Chile war zu keinen Zeiten ein Dorado, und enttäuſcht wandte ſich Don Diego de Almagro auf dem Wege, den er gekommen, nach Peru zurück und fand mit dem Reſt ſeiner Karawane kaum Worte, die Armut und das Elend jenes Erdenwinkels zu beſchreiben.

Aber es gab auch unter den Spaniern Männer, welchen die Luſt an Abenteuern, der Durſt nach Kriegsruhm über Gold und Silber ging. Ein ſolcher war Pedro de Valdivia, der ein Luſtrum ſpäter wiederum den unendlich mühſeligen Landweg nach den antarktiſchen Fernen einſchlug. Abermals Qualen über Qualen; indeſſen ſein eiſerner Wille ſiegte, auch er erreichte das Paradieſestal und drang ſiegreich bis in die Urwälder des Südens vor, Städte und Feſtungen gründend. Den kühnen Eroberer ereilte das Schickſal Atahualpas. Er fiel 1554 nach der unglück-

lichen Schlacht von Tucapel in die Hände der Indianer, welche ihn ihrer Rache opferten, so grausam, so bestialisch, wie sie es von den Spaniern gelernt hatten. Nun stritten Valdivias Hauptleute um die Führung der jungen Herrschaft, deren Mittelpunkt Santiago war. Aber der Vizekönig von Peru ernannte seinen jugendlichen Sohn, Don Garcia, er zählte kaum 21 Jahre, zum obersten Kriegsherrn der neu eroberten Breiten, und dieser Jüngling, an der Spitze von 150 Soldaten, begleitet von dem kaum älteren Krieger und Sänger Alonso Ercilla, suchte zum ersten Male die Gestade Chiles auf dem Seewege zu erreichen. Freilich eine harte Geduldsprobe für die tatenlustigen Jünglinge, die für Schwert und Leier gleiche Lorbeeren erhofften. Der Wind bläst hier den größten Teil des Jahres fast unausgesetzt von Süden nach Norden, und eine andere Gewalt, die man nicht fühlt, bekämpft gleichwohl hartnäckig den südwärts steuernden Schiffer: die Strömung, welche kraftvoll vom Eismeer zum Aquator an der Westküste des Festlandes sich unsichtbar entlangwälzt.

Die Schiffe klebten an der Küste; Kap um Kap wurde mühselig umsegelt mit Hilfe der Landwinde, die aber oftmals auch rückwärts trieben. Die Nächte verbrachte man vor Anker oder an Bäume und Felsen angekettet. Dennoch kam den jugendlichen Abenteurern die Jahreszeit entgegen. Sie verließen den peruanischen Hafen Callao, welcher noch heute als derjenige der Hauptstadt Lima blüht,

im Februar, und dann beginnen ſchon hin und wieder die Norder einzuſetzen, welche winters den ſteifen Südwind oft wochenlang verdrängen. Drei Monate ſpäter landeten ſie in der ſtillen Bucht von Coquimbo an dem heiteren Strande von La Serena. Granitene Hügel, überwuchert vom rieſigen Säulenkaktus, grüßten ſie im jungen Kleide der Pflanzendecke — gelb und rot getupft von Sauerklee und Amaryllis — welche die erſten Regenſchauer erweckt hatte. Drei Monate, wo man heute kaum doppelt ſo viel Tage benötigt! Drei Monate erbitterter Kampf mit den Elementen oder tödliche Langeweile, Hunger und Durſt! Aber glücklich allen Mühſalen entronnen, machten ſie es nun genau wie die homeriſchen Helden: ſie vergaßen bei üppigen Gelagen, welche unſern Kriegern die neue Stadt La Serena veranſtaltete. Einen ganzen Monat hindurch wurde geſchlemmt und getrunken. Getrunken? Wein, feuriger, ſchwerer Wein, wie ihn der Norden Chiles erzeugt, wo die Spanier mit dem Rebſtock eingezogen waren. Geſtärkt, vertrauten ſie ſich wiederum ihren Schiffen an, und erſt ein weiteres Vierteljahr ſpäter erreichten ſie die Halbinſel Quiriquina und damit die nördlichſte Grenze des noch unbeſiegten Indianerreiches, welches ſich in den Araukarien- und Buchenwäldern Südchiles mit ſeinen undurchdringlichen Bambusdickichten bis über die große Inſel Chiloë hinaus und nach Argentinien hinüber ausdehnte.

Don Garcia war das Waffenglück hold und Don

Alonso bekam Stoff genug für seine Leier, so viel, daß er ein großes Epos schmieden konnte, in dem spanischer und indianischer Heldenmut sich gegenseitig als Folie dienen.

Noch manches Schiff folgte der reich mit Fahnen und Wimpeln geschmückten Armada des vizeköniglichen Sohnes nach. Keines machte die Fahrt schneller, und nicht wenige brauchten nur von Lima bis Valparaiso gar acht Monate. Da versetzte die chilenisch-spanische Bevölkerung eines Tages — man weiß nicht, war es Anfang der sechziger oder siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts — die Kunde in begreifliche Erregung: ein Schiffer, Juan Fernandez mit Namen, habe die Reise von Callao nach Valparaiso in dreißig Tagen gemacht und neue Länder auf seiner erstaunlichen Fahrt entdeckt! Die neuen Länder schrumpften freilich zu den Inselchen Masafuera und Masatierra zusammen, die schnelle Fahrt aber war kein Zufall, sondern eine nautische Entdeckung; sie wurde fortan die Regel.

Hans Scheid phot. Höhle.

Der engliſche Hafen
mit der ſogenannten Robinſonhöhle.

Fünftes Kapitel.

Juan Fernandez, der Seefahrer.

Zu den Kampfgenossen Pizarros zählte auch ein junger Steuermann, welcher gleich den meisten der Konquistadoren aus dem gesegneten Andalusien stammte, wo sich, wie im heißen Amerika, die verschiedenen Vegetationszonen an dem vom Mittelmeere aufsteigenden Gebirge übereinanderbauen. Deshalb mochten sich diese Spanier von Anfang an so wohl in den andinen Küstenländern fühlen, denn sie konnten hier, wie in ihrer engeren Heimat, in den Tiefen tropische Früchte und weiter hinauf Korn und Wein bauen, indes sie in den Höhen üppige Wälder und saftige Viehweiden vorfanden.

Vielleicht war es ein Sohn des lebensfrohen Sevilla, welcher sich arm und tatenlustig um 1530 einer Expedition nach Neugranada anschloß, wie man jenen kolossalen Länderkomplex von Guatemala bis Ekuador und östlich bis zu den atlantischen Küsten Venezuelas zu Ehren einer der schönsten Provinzen des Mutterlandes genannt hatte.

Schon zwei Jahre ſpäter treffen wir ihn in Peru, wo er ſich dem Francisco Pizarro zur Verfügung ſtellte. Mit dieſem eben ſo kühnen als goldhungrigen und herrſchſüchtigen Kriegsmanne — nächſt Cortéz die gewaltigſte Erſcheinung unter den ſpaniſchen Eroberern — unterjochte er das Inkareich, marterte Indianerfürſten und gründete Städte, die nach Heiligen getauft wurden. Es war ein Abenteurer ohne Rang und Herkunft. Nicht einmal das Don durfte er ſeinem Juan vorſetzen. Sein Vatersname Fernandez galt nicht mehr als ein Müller oder Meier. Dennoch war er ein ſehr ſelbſtändiger Charakter, unbeugſam in ſeinen Leidenſchaften wie Pizarro, ſo daß zwiſchen beiden Eiferſucht und Streit nicht ausbleiben konnten. Außer ſolchen Mißhelligkeiten war es aber auch wohl das Seemannsblut, welches Fernandez ſchon nach etwa anderthalb Jahren wieder aufs Meer und nach Guatemala zurücktrieb. Damit befand er ſich abermals in dem Dominium von Hernán Cortéz, und als echter Spanier begann er ungeſäumt, gegen Pizarro zu intrigieren. Einer der tapferſten Hauptleute des ruhmreichen Eroberers von Mexiko war zweifellos Pedro de Alvarado, von den Eingeborenen ſeines roten Haares wegen, Sohn der Sonne geheißen. Dieſem wußte Fernandez nicht genug von den Schätzen des Sonnenreiches zu erzählen, mit dem Hintergedanken, ihn gegen Pizarro aufzuſtacheln. Und ſiehe, ſeine Einflüſterungen fanden Gehör. Alvarado rüſtete einen Kriegszug auf die Hoch-

ebenen von Ekuador aus, die der weiße Gipfel des Chimborazo beherrscht. Gleichzeitig steuerte Juan Fernandez mit einer Flotte Peru entgegen. Sein Seemannsglück blieb ihm treu. Er entdeckte sogar neues Land, die Chinchainseln, aber seine dunklen Ziele sollte er nicht erreichen, denn Alvarado ward von Almagro, dem Heerführer Pizarros, zur Kapitulation genötigt, und war drauf und dran, unseren Meerbezwinger an den Galgen zu bringen, vor dem ihn nur Pizarros Großmut bewahrte. Freilich kostete es einen Fußfall und reichliche Tränen. Natürlich leiteten Pizarro nicht nur Edelsinn, sondern hauptsächlich Eigennutz, denn dieser kluge, sonst so brutale Spanier wußte, was für ein nautisches Genie er an Juan hatte, dessen Erfolge die der genuesischen Schiffer — damals dem Rufe nach die besten der Welt — überstrahlten.

In der Folge hielt sich Fernandez in all den blutigen Streitigkeiten zwischen den spanischen Eroberern (Vorläufer der ewigen Revolutionen ihrer Enkel!) an Francisco Pizarros Seite. Ein zweiter Pardon wäre wohl ausgeschlossen gewesen. Aber er entsagte keineswegs dem Ränkespiel und der Doppelzüngigkeit; der unglückliche Gonzalo Pizarro, der sich gegen seinen Halbbruder auflehnte und dafür mit dem Tode büßte, wurde sein Opfer. Erst nach dessen Enthauptung, und nachdem etwa ein Jahrzehnt im Kampfe um die Vorherrschaft vergeudet worden war, wandte sich Fernandez der Schiffahrt wie einem Berufe zu. Wohl aus Not. Er hatte Hab und

Gut in den unzähligen Revolten verloren. Nun übernahm er den Transport von Truppen und Waren von Peru nach Chile, und wurde der erste, welcher eine mehr oder minder regelmäßige Schiffsverbindung zwischen jenen beiden Ländern unterhielt, damals von höchster Bedeutung, denn die europäischen Einwanderer kamen ausschließlich über Panama.

Wie Don Garcia hatte er mit dem widerspenstigen Südwinde Mal für Mal auf seiner Tour dem Pol entgegen zu kämpfen. Die Norder des Winters aber bedrohten mit Schiffbruch. Die langen und langsamen Reisen ließen ihn jedoch mehr und mehr in das Wesen des Stillen Ozeans eindringen, und da er offenbar ein guter Beobachter und grüblerischer Kopf war, entging es ihm nicht, daß ungeachtet des strammen, monatelang herrschenden Süders der Wogenprall an der Küste aus Westen oder Südwesten kam. Er folgerte, daß entfernt vom Festlande entsprechende Winde wehen müßten. Und eines Tages übermannte ihn sein Kolumbusblut, und er richtete, dem Hafen Limas entschwunden, das Steuer in den Ozean hinein, weit nach Westen, bis sich die höchsten Schneehäupter der Kordillere am Horizonte verloren. Er hatte sich nicht getäuscht. Ein Westwind straffte die Segel, der ihm erlaubte, in weitem Bogen südwestwärts zu kreuzen. Und dann, etwa nach zwanzig Tagen, erscholl es Land! Land! Ein Gebirgshaupt, breit und abgeplattet wie ein Amboß, tauchte blauschwarz empor: der Nunque von Masatierra! Nach weni-

gen Stunden landete der Segler an ſeinen Geſtaden mit den hohen, dunklen Lumas, den Sandelbäumen und den rieſigen Baumfarnen. Juan Fernandez und ſeine Genoſſen waren die Entdecker dieſes Eilandes, die erſten Menſchen, welche es nachweislich betraten. Es war die Robinſoninſel, die ſpäter nach dem kühnen und berechnenden Seefahrer „Juan Fernandez“ genannt wurde.

Aber der ſpaniſche Schiffer widerſtand der Sirene des Stillen Ozeans. Er wandte der Zauberinſel den Rücken, um des Ruhmes der ſchnellen Reiſe nicht verluſtig zu gehen. Der Süder, vor den er ſich nunmehr legte, führte ihn ſchon in vier bis fünf Tagen nach Valparaiſo.

Seine Fahrt von Peru nach Chile in dreißig Tagen erſchien aller Welt ein viel größeres Wunder, als die neue Entdeckung. Ja, man ſträubte ſich, an die Natürlichkeit dieſer Seereiſe zu glauben. Wie kam Juan Fernandez dazu, einen Weg in einem Monat zu durchſegeln, zu dem genueſiſche Kapitäne ſechs und acht gebrauchten? Zweifelsohne er war ein Brujo, ein Hexenmeiſter! Er ſtand mit dem Teufel im Bunde! So verwandelte ſich ſein Triumph in eine Anklage vor der heiligſten Inquiſition in Lima. Juan Fernandez verteidigte ſich mutig und unerſchrocken vor dem finſteren Gerichte. Er berichtete von ſeinen Überlegungen, wies ſeine Schiffsbücher vor, und ſeine Matroſen erklärten, jeder für ſich dasſelbe Kunſtſtück vollbringen zu können. Die rote Junta

ließ ſich überzeugen. Juan Fernandez entrann als makelloſer Katholik dem Ketzergerichte; die Krone Spaniens belohnte ſeine Verdienſte, indem ſie ihm die neu entdeckten Inſelchen ſchenkte.

Juan Fernandez wurde ihr erſter Koloniſt. Er verpflanzte zunächſt ſechzig Indianer nach Maſatierra, der näher zum Kontinent gelegenen Inſel, dem Juan Fernandez katechochen und mit ihnen Vieh, vornehmlich und vielleicht ausſchließlich Ziegen. Die Indianer hatten ſich mit der Fiſcherei zu beſchäftigen und mit der Bereitung von Öl, welches aus rieſigen „Seehunden“ gewonnen wurde, die ganz unglaublich fett waren. „Wenn man ein Stück Fleiſch an die Sonne hing, ſo löſte es ſich bis auf einen winzigen Fetzen in Öl auf.“ Auch Häuſer aus Holz und Stroh mußten ſie aufführen und nutzbar machen, was irgend anging von den Produkten der Inſel, denn Juan wollte durch reichlichen Verkauf nach Peru zu neuer Wohlhabenheit gelangen.

Aber ach, es erging ihm wie allen ſeinen Nachfolgern, die jenes Inſelparadies in gewinnſüchtiger Abſicht aufgeſucht haben, er wurde ärmer ſtatt reicher! Nur wer wie Robinſon Cruſoe auf ihr lebt mit der Anſpruchsloſigkeit der Lilie auf dem Felde, wer ſich ihrer Sonne freuen will und ihres ultramarinen Meeres mit der weißen Giſchtlinie, des kühlen Schattens der tiefen, grün überwölbten Schluchten, in denen der klare Bach nimmer verſiegt, und in die kaum ein Sonnenſtrahl, wohl aber der

Kolibri eindringt, blaue Trichterblüten umſchwirrend — den erhält und labt ſie. —

Juan Fernandez verlor alles. Sogar ſein letztes Gut, ſein Schiff. Er mußte im hohen Alter ſeine Dienſte an Kaufleute vermieten, zuletzt nur als zweiter Steuermann. Erſt ein mitleidiger Freund erlöſte den inzwiſchen Achtzigjährigen aus ſeiner unerquicklichen Lage. Er ſchenkte ihm einige Liegenſchaften bei Quillota, nahe Valparaiſo, wo der Greis nach aller Unraſt ſeines Lebens noch zwanzig Jahre ein beſchauliches Daſein friſtete. Er ſoll es über die Hundert gebracht haben und ſich ſogar noch mit einer Doña Francisca de Soria verheiratet haben.

Sechstes Kapitel.

Fromme Väter.

Es scheint, daß Juan Fernandez, der Seefahrer, an seinem Lebensabend jedes Interesse für die Insel, einst die Hoffnung seines Alters, verloren hat, denn er zedierte sie, wie eine lästige Sache, seinem Kriegskameraden und Namensvetter Juan Fernandez Rebolledo, welcher sich im Araukanerlande Lorbeeren im Kampfe gegen die Indianer erworben hatte. Indes dieser würdigte das Eiland nicht eines einzigen Besuches, sondern überließ es den Jesuiten, in deren Orden er sein Sterbestündlein zu erwarten gedachte. Aber für die Gesellschaft Jesu war schon damals alles wertvoll, wie ein Chronist ironisch bemerkte: „Die Felder, die Städte und selbst das weite, unbekannte Meer."

Welche Viehtrift, welcher Wald, welcher See, welches Bergwerk, welches Landgut oder welcher Palast oder selbst welches Haus in Südamerika, das die Jahrhunderte überdauerte, hat wohl nicht einmal der Jesubrüderschaft gehört oder zu ihr in Beziehung gestanden? Waren doch ganze

Staaten Reiche der Jeſuiten! Was Wunder, daß dieſe Männer, die mit dem Prieſter alle Berufsarten verknüpften, ſich durch den ſchlechten Ruf, den Chile, der letzte Winkel der Welt, als Hungerland genoß, nicht abſchrecken ließen, ſondern bereits nach fünfzig Jahren den Konquiſtadoren folgten. Freilich nicht wie erobernde Kaufleute mit goldgeſpicktem Beutel, ſondern als arme, vom Notwendigſten entblößte Diener des Herrn, die nicht ſo viel mit ſich führten, um Nachtlager und Imbiß zahlen zu können! Acht ſolcher Allerärmſte durchwanderten 1593 die Straßen Santiagos, und bald war das Mitleid mit ihnen größer als ihre Armut. Alles ſchenkte mit Freuden, mit Fanatismus. Und jene ſammelten die Kupfer und Silberlinge wie eine koſtbare Sämerei, die ſich verhundertfacht, wenn man ſie dem richtigen Boden anvertraut. — Sechzig Jahre ſpäter zählte man in Chile 300 Jeſuiten, welche 59 eigene Güter mit 2000 Sklaven bewirtſchafteten. Manche der Latifundien waren umfangreicher als deutſche Fürſtentümer. Aber daneben betrieben ſie Handel und Induſtrie und alle gelehrten Profeſſionen und Zweige der Wiſſenſchaft. Ihre dem Schoße der Erde entriſſenen Erze verwerteten ſie in eigenen Werkſtätten, Eiſen-, Silber- und Goldſchmieden; die Wolle ihrer Schafe verſpannen und verwebten eigene Tuchfabriken; ihre Rinderhäute richteten eigene Gerbereien zu. Sie verfrachteten ihre Produkte und Waren auf eigenen Schiffen; ſie beherrſchten Land und Meer. Arzt und Apotheker vereinigte ſich im

Beichtvater, ebenso wie der Lehrer und Berater in allen weltlichen Dingen. Dabei waren sie volksfreundlich und volkstümlich. Die Prozessionen und Feste der Jesuiten mit Most und Tanz waren die glänzendsten und üppigsten. Leutselig zu jedermann, verschmähten sie auch nicht, mit dem Leibeigenen zu plaudern. — In einer mondhellen Nacht ritt einmal ein Jesuitenpater mit seinem Diener der entfernten Hazienda zu. Der würdige Vater wies auf den Mond und erklärte seinem einfältigen Begleiter, daß er eine Erde wie die unsere sei. Der aber schüttelte den Kopf und meinte, das lasse er sich nicht vorreden. „Und warum nicht, mein Sohn?“ „Ja, wenn das eine Erde wäre, dann hätten die Väterchen dort ohne Zweifel auch schon ein kleines Gütchen.“

Man wird begreifen, daß solche Leute, denen so viele und verschiedenartige Dinge zum Besten dienten, auch die Robinsoninsel nicht verschmähten und ihr Interesse kein platonisches blieb.

Nachdem die Insel beinahe 100 Jahre nur wenige Male eines Menschen Fuß flüchtig betreten hatte, landete 1664 der Provinzvorsteher des Jesuitenordens, der berühmte Geschichtsschreiber Pater Rosales, welcher, wie er selbst berichtet, sie zu bevölkern trachtete, „damit die Religion ihrer Vorteile teilhaftig werden möchte“. Zunächst aber streute er in die Schluchten und Ebenen die Samen von allerhand Fruchtbäumen und Gemüsen, welche aufgingen und mit der Gunst des Klimas sich mehrten.

Auf der Insel wimmelte es von Ziegen, die sich so vervielfältigt hatten, daß die Weiden und selbst die Wälder ihnen nur knappe Nahrung gaben; schon entrindeten sie überhungrig die Bäume und fraßen ihr Blattwerk, soweit sie langen konnten. Überdies sollen ihnen noch verwilderte Schweine eine heftige Konkurrenz gemacht haben.

So hatte sich das Erbe des Juan Fernandez über die Maßen mit Wildbret bevölkert; aber auch ein Obstbaum erzeugte bereits dichte Wäldchen, die Quitte, welche die saftigsten und aromatischsten Früchte zeitigte. Eine Saat, welche den andalusischen Schiffer bis heute überdauert.

Offenbar konnte der enthusiastische Bericht, welchen Pater Rosales von seiner Entdeckungsfahrt heimbrachte, die nüchterne, geschäftsmännisch erwägende Mehrheit seines Ordens nicht davon überzeugen, daß der „Religion" wesentliche Hilfsquellen aus der Insel zufließen möchten, denn die Jesuiten überließen nunmehr das phantastische Eiland seinem Schicksal.

Wie recht die klugen Patres gehabt haben!

Siebentes Kapitel.

Unter schwarzer Flagge.

Nunmehr leistete sich der Gang der Ereignisse einen derben Scherz. Die Saat des bigotten spanischen Schiffers und des frommen Jesuitenpaters sollten zwiefach Verdammte ernten, ketzerische Seeräuber.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts belebte sich der Stille Ozean mit seltsamen Fahrzeugen, die keine der bekannten Flaggen seefahrender Nationen führten, sondern unter phantastischen Bannern segelten. Ihre Galeonen starrten von Waffen und ihre Bemannung stammte aus aller Herren Länder, doch vorzugsweise aus England.

Fürchterliche Gestalten befanden sich unter den Anführern, die nicht selten den edelsten Familien entsprossen wie der schreckliche „Exterminador", der „Ausrotter", der seinen adeligen Namen, Graf Ludwig von Barmont, ablegte, als er seine Piratenlaufbahn antrat. Er haßte niemand mehr als die Spanier, durch deren Verrat er einstmals in die Hände des Kardinals Richelieu gefallen war, der ihn auf der Insel St. Marguerite ein-

kerkern ließ. Durch Flucht befreit, verfolgte er ſeine Angeber, um alles, was ihre Zunge ſprach, gleich wilden Tieren zu vernichten. Einmal bekam er dreißig in ſeine Gewalt. Er fuhr mit ihnen ins Meer hinaus und ſtieß einem jeden ſelbſt das Meſſer ins Herz. Danach hing er ſie bündelweiſe am Kiel ſeines Schiffes auf und kehrte in den Hafen, wo er ſie gefangen genommen hatte, zurück, um ſich vor den entſetzten Bewohnern mit dem grauenhaften Schauſpiele zu brüſten.

Die Antillen wurden zur zweiten Heimat der Korſaren, welche ſich als „Die Brüder der Küſte“ zuſammenſchloſſen. Hier rüſteten ſie ſich aus und ſcheuten nicht die weite Reiſe um das Kap Horn herum, um die aufblühenden Anſiedelungen der Weſtküſte Südamerikas zu brandſchatzen; denn an den atlantiſchen Geſtaden war damals nur wenig zu holen. Aber einer der verwegenſten Häuptlinge beſchloß, den kürzeſten Weg zu wählen. Es war Henry Morgan, welchen man den König der Seeräuber nannte, der mit ſeiner Schar zu Fuß den Iſthmus von Panama durchquerte und in einfachen Booten (die leicht gezimmert waren) eine ſpaniſche Flotille überfiel, welche im Golf von Darien vor Anker lag. Mit Erfolg. Die Piraten töteten den Befehlshaber und kaperten drei Schiffe, die der Schrecken der pazifiſchen Küſte von Ekuador bis Chile wurden und zu ihrem Hauptſtützpunkt die Robinſoninſel wählten. Dort ruhten ſie aus von ihren Strapazen, feierten ihre Triumphe mit Trunk und Würfel-

ſpiel, verteilten die Beute und ſchmiedeten neue Pläne. Nachdem ſie monatelang von Rauchfleiſch gelebt hatten, waren ihnen die Ziegen von Juan Fernandez, die nicht weichlich, ſondern wie guter Wildbraten ſchmecken, ein hoher Genuß, und ebenſo die Gemüſe des Paters Roſales eine Erquickung und Arznei, wenn der Skorbut ſie bereits ergriffen.

Eines der erbeuteten Schiffe befehligte Bartholomäus Sharp, welcher ſich zur beſonderen Geißel der chileniſchen Küſte ausbildete. Wegen der Aſſonanz nannte ihn das Volk „Charqui“, — der heimiſche Name für getrocknetes Fleiſch. Nur mit 40 Genoſſen machte ſich der Verwegene zum Herrn von La Serena, welches damals ſchon ſieben Kirchen beſaß und brannte die ganze Stadt unbarmherzig nieder, als ihm die Löſegelder, die er auferlegt hatte, nicht reichlich genug ausfielen. Sodann ging's nach der Robinſoninſel, um dort Weihnachten zu feiern.

Die Kunde von der unerhörten Brandſchatzung einer der volkreichſten Städte Chiles war auch nach Santiago gedrungen, und der Gouverneur von Valparaiſo ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze eines kriegstüchtigen Schiffes, das ohne Verzug nach Juan Fernandez ſteuerte, um die Freibeuter zu züchtigen. Dieſe waren gerade beſchäftigt, Ziegen zu jagen und Fiſch auf Vorrat einzuſalzen, als das feindliche Segel am Horizonte auftauchte, ſo daß ſie eben Zeit fanden, ſich auf ihre Bark zu retten und ihr Heil in der

Flucht zu ſuchen. Kaum entſchlüpft, verſuchten ſie Arica in Südperu zu ſtürmen, aber unter großen Verluſten zurückgeſchlagen, kehrten ſie nach den Antillen, um das Kap Horn herum, zurück. Sie brauchten ein ganzes Jahr zu dieſer Reiſe.

Sehr viel mächtiger aber war der Piratenbund, welcher ſich zwei Jahre ſpäter an der Küſte von Virginia in Nordamerika feierlich begründete und verſchwor, um allen Ländern der ſpaniſchen Krone Fehde anzukündigen. Zehn Schiffe, mit 1000 Abenteurern bemannt, vereinigten ſich unter dem Oberkommando von Edward Davis, welcher das ſtolzeſte „Die Junggeſellenfreude“ befehligte. Das war gewiſſermaßen die Deviſe jener zügelloſen Banden, welche teils um das Kap Horn ſegelten, teils über den Iſthmus von Panama den Pacifico gewannen und als Sammelplatz unſere ſchöne Inſel vereinbart hatten. Sie hauſten mit Feuer und Schwert an den Küſten Perus, bis ſie in Blut und Aſche wateten, und zwangen die Hauptſtadt Lima Schutz hinter hohen Mauern zu ſuchen, die teilweiſe heute noch beſtehen. Endlich ermannte ſich Spanien und der Herzog von Palata ſuchte die Freibeuter durch ein Geſchwader von zwölf Schiffen zu vernichten. Es kam bei den Perleninſeln zur Schlacht, die indes unentſchieden blieb. Die Korſaren lähmten Eiferſüchteleien ihrer Kapitäne, und die ſpaniſchen Matroſen zeigten geringe Angriffsluſt, obwohl der Wind ihnen günſtig war. So blieben die Seeräuber, äußerlich wenig

geſchwächt, die Herren des Stillen Ozeans und teilten ſich in die Ausraubung der Küſten von Kalifornien bis zur Magelhaensſtraße. Aber nach wie vor blieb Juan Fernandez ihr Rendezvous. Dort landeten ſie in einer Bucht, welche die hohen Steilküſten durchſchneidet, und die man ſeit Sharps Zeiten als Engliſchen Hafen bezeichnet.

Übrigens hatte das Seeräubertum nach der Schlacht, trotzdem ſie keineswegs eine Beſiegung bedeutete, an innerer Kraft verloren, und überdies ließen die fortgeſetzten Angriffe die Küſtenvölker wachſamer und wehrhafter werden, ſo daß ſchon um die Jahrhundertwende das Stille Meer leidlich ſicher geworden war.

Achtes Kapitel.

Kaper und Schmuggler.

Andere Schiffe erſchienen. Wiederum hauptſächlich Engländer, ſeltener Franzoſen, reich mit Waren befrachtet, mit Seide, Tuch und Linnen, Meſſern und Werkzeugen, Glas und Porzellan, Papier und hundert Utenſilien. Das alles barg der Rumpf der geräumigen Maſter, aber mit dem Deck waren Kanonen verkettet, deren Schlünde nach allen Richtungen ſtarrten. Der junge Burſch, welcher hoch im Korbe Ausguck hielt, ſpähte indeſſen nicht nach Korſaren, ſondern ſpaniſchen Kriegsgaleeren, welche den Konterbandiſten — denn das waren die fremden Kapitäne — auflauerten.

Spanien hat ſeine reichen Kolonien mit dem kraſſeſten Eigennutz beherrſcht. Was ſie an Gold und Silber bargen, mußte Spanien überliefert werden; was man ihren Wäldern, Feldern und Fruchthainen an Produkten abringen konnte, nur an Spanien durfte es verkauft werden; was ſie benötigten, ſei es Kleidung, Hausgerät, Genußmittel, Schmuck, für alles behielt ſich Spanien das Lieferungs-

monopol vor, und ſuchte es mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten. Mit der Todesſtrafe bedrohte der König jeden Peruaner oder Chilenen, welcher Waren von einem Engländer oder ſonſtigen Ausländer kaufte! Dabei war Spanien, in fortgeſetzte europäiſche Kriege verwickelt und durch einen deſpotiſchen, rückſchrittlichen Klerus beherrſcht, gar nicht in der Lage, den vielſeitigen Anſprüchen genügen zu können und noch weniger freilich imſtande, eine ernſtliche Kontrolle der ungeheuren Küſten und Meere der Neuen Welt durchzuführen, ſo daß der Schleichhandel aufblühen mußte. Er war denn auch in der Tat der weſentlichſte Handelsfaktor der amerikaniſchen Kolonien während des ganzen 18. Jahrhunderts.

Die erſten dieſer Schmugglerſchiffe, von unternehmenden Handelsfirmen Englands ausgerüſtet, wurden ſogar zum Teil von ergrauten Seeräubern befehligt. Man ſieht, wie vorurteilsfrei unſere Vettern jenſeits des Kanals zu alten Zeiten geweſen ſind, wenn es im Geſchäftsintereſſe lag. Den Piratenhäuptling Dampier treffen wir als Kommandanten einer ſolchen Bark, die es vorzog, keine Flagge zu führen. Wie als Freibeuter blieb er auch in ſeinem neuen Amte der Robinſoninſel getreu.

Der alte, erfahrene Seemann führte den „Heiliger Georg“, deſſen koſtbare Eingeweide 26 Kanonen beſchützten, und der mit einem kleineren Genoſſen ſegelte, welcher ſich „Fünf Hafen“ nannte und ſich durch 16 Kanonen verteidigen konnte. Der Zahl der Geſchütze entſprechend war

auch die Bemannung zahlreich. Die „Fünf Hafen“ hatte 65 Mann an Bord. Ein Kapitän Pickering befehligte sie. Als erster Steuermann fuhr ein gewisser Stradling und als dritter ein junger Mensch von 27 Jahren, der sich eigentlich Alexander Selcraig nannte, später aber in Selkirk veränderte. Da der Kapitän bald starb, trat der erste Steuermann an seine Stelle, ein herrischer, aufbrausender Charakter, mit dem sich namentlich Selkirk gar nicht stellen konnte. Auch mochte es letzterem nicht gefallen, daß Dampier in seine alte Leidenschaft, die Seeräuberei, zurückfiel und — freilich vergeblich — Jagd auf eine Galeone machte, welche drei Millionen Pesetas an Bord haben sollte. Als es überdies bei der Robinsoninsel zum förmlichen Kampfe zwischen den Schleichhändlern kam, an dem auch noch ein französisches Konterbandistenschiff teilnahm, war ihm sein Los so zuwider, daß er sich, koste, was es wolle, frei zu machen trachtete. Er zog die Misere einer freiwilligen Verbannung auf der kleinen, landentlegenen Insel dem wüsten Leben mit seinen zänkischen Kameraden vor und entzog sich ihnen in die Dickichte des Eilandes. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm im Oktober 1704, als der Kapitän Stradling mit der „Fünf Hafen“ nach Juan Fernandez zurückkehrte, um Leute abzuholen, welche bei seiner ersten Landung dortgeblieben waren.

Man darf indes nicht glauben, daß Alexander Selkirk, ein Schotte aus der Grafschaft Fife, ein weich-

mütiger Duckmäuser gewesen sei. Im Gegenteil. Als jüngster von sieben Brüdern wohl etwas verzogen und aufgewachsen im Blütezeitalter des Piratenwesens, zeigte er von jung auf einen ungestümen Sinn und viel Lust an abenteuerlichen Unternehmungen. Hellen Geistes, lernte er gut, aber nichts besser, als alles, was mit der See zusammenhing. Seine Eltern waren arme, strenggläubige Protestanten, und wenn es ihnen auch nicht gelang, die Begierden ihres Jüngsten zu zügeln, die Gottesfurcht hatten sie ihm vererbt.

Mönchs- und Abenteurergelüste waren wundersam gepaart in der Seele des Alexander Selkirk, und beide leiteten ihn, als er ausgerüstet mit Bibel und Flinte nebst Pulver und Blei, seinem Zeugkoffer und etlichen nützlichen Kleinigkeiten die Kanonenbark „Fünf Hafen" heimlich verließ, um sein seltsames Eremitenleben auf Masatierra zu beginnen. Absonderlich und merkwürdig genug, um einem Novellisten zum Vorwurf zu dienen. Denn Alexander Selkirk ist der Robinson Crusoe aus der Feder von Daniel Defoe, das Entzücken der europäischen Jugend seit bald 200 Jahren. Freilich hat der Dichter Selkirks Erlebnisse etwas ausgeschmückt, aber auch ohne Zutaten — das gute Recht des Poeten — sind sie seltsam und unterhaltend.

Verf. phot.

Blick von Robinsons Lugaus
nach Südwesten in die Bucht von Villagra. Im Hintergrunde Santa Clara.

Neuntes Kapitel.

Die Robinſonade.

Der Gang zum Lugaus.

Die „Fünf Hafen“ lichtete die Anker. Der neu erwachte, ſtarke Süd des Frühlings ſchwellte die Segel der kanonenſtrotzenden Galeere, und auf einem terraſſenförmigen Vorſprung der mauerartig ſteilen Küſte Sal'-ſi-puedes, Spring-wenn-du-kannſt, welche den Engliſchen Hafen von der Cumberland-Bai trennt, ſtarrte ihr Robinſon — nennen wir den ſchottiſchen Steuermann bei dem Namen, der ihn unſterblich machte — nach, zwieſpältig in ſeinen Gefühlen: freudig, den rohen Geſellen und insbeſondere dem gewalttätigen Dampier entronnen zu ſein und gepeinigt von den drohenden Qualen unendlicher Einſamkeit. Denn er war das einzige menſchliche Weſen des Eilandes. Und ſchließlich übermannte ihn die Angſt, und er ſchrie und winkte den nordoſtwärts dem Kontinent entgegeneilenden Schiffen nach. Es war zu ſpät.

Mit ſinkender Sonne verließ er die kahlen, buntſtreifigen Felswände, an denen die dunkelfarbigen Far-

delas niſten, in guter Eintracht mit verwilderten Tauben. Robinſon ſtieg ins Tal hinab, wo er ſich wohl in der Nähe des Strandes ausſtreckte, an dem damals noch die hohen Naranjillos mit ihren durchſichtigen Laubkronen dicht herantraten. Und nun zog die Nacht herauf, die des Lenzes von Juan Fernandez. Der Oktober hatte begonnen. Am Himmel, welcher ſich im dunkelſten Blau wölbte, das ſich denken läßt, flimmerte die reiche Sternenwelt der ſüdlichen Halbkugel; tief, faſt am Horizonte ſtand das Kreuz des Südens und beinahe im Zenit der Orion, ein Heimatsgruß für den Verbannten. Schlaflos wanderten ſeine Augen das Lichtmeer auf und nieder; dann aber wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch ſeltſame Laute abgelenkt: ein Heulen und Bellen kam und verlor ſich; es war das ſchauerliche Konzert in Rudeln pirſchender Hunde, welche auf Ratten Jagd machten, da die auf Ziegen tagsüber vergeblich geweſen war. Dazwiſchen hörte er das Fauchen der Katzen und den Schrei der Schleiereule.

Die Tier- und Pflanzenwelt von Juan Fernandez hatte ſich in dem Jahrhundert, welches reichlich ſeit ſeiner Entdeckung verfloſſen war, nicht unweſentlich verändert, vermehrt durch europäiſche Typen, welche abſichtlich eingeführt wurden, oder als unvermeidliche Begleiter der kaukaſiſchen Raſſe peſtilenzartig eingedrungen waren, wie die Ratten. Die Rattenplage nahm jene Dimenſionen an, wie weiland in Hameln. Der Chroniſt erzählt, daß die Nager die Katzen töteten und ſchlachten mit den Hunden

lieferten! Später entstand sogar ein Rattenlied, das, in den Rhythmus des „Rattenfängers“ übersetzt, etwa so lauten würde:

Tausende von Ratten rennen
In den Häusern, in den Straßen,
In den Läden, in den Gärten,
In den Bergen, in den Tälern. —
Tausend Ratten sind geschäftigt,
Alle Dächer zu durchbohren,
Alle Wände zu durchwühlen,
Hundert Gänge aufzubrechen
Nach den Kellern, nach den Speichern.
Ach, sie nehmen ihre Mahlzeit
Ohne Maß und ohne Schranken,
Und in jedem Krämerladen
Sind sie trotz des Herrn Gebieter.
Elf Sack Mehl vertilgten manchen
Monat sie und so viel Charqui,
Bohnen, Mais, daß zehn Familien
Damit gut bestanden hätten.
Nicht das Zeug und nicht die Wäsche
Schonen diese wüsten Räuber,
Die aus tausend Kehlen gellend
Schreien wie zum Spott und Hohne.

Glücklicherweise ist es nicht nur das Ungeziefer der Alten Welt, welches in der Neuen die günstigsten Ent-

wicklungsbedingungen fand. Die einſtmals rieſigen Herden verwilderter Pferde in den Prärien Nordamerikas, die unermeßlichen der Rinder in den argentiniſchen Pampas beweiſen zur Genüge, daß ſich an die Ferſe des „Weißen Mannes“ nicht ausſchließlich Plagen hefteten.

Die Robinſoninſel aber verwandelte ſich in ein Ziegeneiland. Von nur vier Exemplaren, die bereits der Entdecker ausſetzte, ſtammen die zahlreichen Völker ab, welche Juan Fernandez noch heute bewohnen. Sie beſuchen kaum die waldreichen Schluchten, ſondern weiden auf den Hochplateaus, und beſonders jenen ſteppenartigen, von langhalmigem Teatinagras bedeckten Niederungen der ſüdweſtlichen Inſel. Beinahe alle Ziegen ſind dunkelbraun und beſitzen als einzige Zeichnung einen ſchwarzen, am Rücken entlang laufenden Streifen und ebenſolche an den Außenſeiten der Beine. Sie ähneln ſo merkwürdig ihren wilden Genoſſen der Pyrenäen, des Kaukaſus und der Gebirge Perſiens und ſchmiegen ſich durch ihr Gewand innig den düſteren Steilküſten an, ihren Zufluchtsorten bei Gefahr. Hierher vermag ihnen weder Menſch noch Hund zu folgen, höchſtens vom Meere aus ein Schuß ſie herunter zu holen. Freilich darf man nicht annehmen, Juan Fernandez habe wilde Ziegen ausgeſetzt! Die Stammeltern waren bunte Hausziegen, wie ſie hin und wieder noch in unſeren Tagen der Jäger dort erlegt. Erſt in der Aufeinanderfolge vieler Geſchlechter bildete ſich die Schutzfärbung heraus, welche überall auf monotone

Verf. phot.

Auf dem Pfade zum Lugaus.
Cycasfarne und Lumadickicht.

Digitized by Google

Töne gestimmt ist. Genau wie bei den wilden Eseln — einer hohen, kräftigen Rasse mit kastanienfarbenem langen Haarkleid — welche die höchsten Erhebungen des östlichen Eilandes bevölkern und sich die Ziegenjäger zu erbitterten Feinden gemacht haben. Die wilden Esel besitzen nämlich ein fabelhaftes Witterungsvermögen, und beim entferntesten Nahen einer Gefahr stoßen sie heftige Schreie aus, welche die Ziegen mit jäher Flucht auf die unnahbaren Felswände beantworten. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gab es noch eine kleine Herde, der aber leidenschaftlich nachgestellt wurde. In großer Fülle sind sie dagegen auf dem schwerer zugänglichen Masafuera vorhanden. Man hat keine Ahnung, wann und von wem die Esel eingeführt wurden. Aber zu Robinsons Zeiten waren sie wahrscheinlich noch nicht auf Masatierra.

Dagegen sind wir genau orientiert, wie die Hunde, welche unseren Eremiten die erste Nacht wach erhielten, auf die Perle des Pacifico gelangten. Wie wir erzählten, war Juan Fernandez das Stelldichein der Seeräuber, die aber weniger sein landschaftlicher Zauber als die feisten Ziegenziemer herbeilockte. Da kam nun der Vizekönig Melchior Portacarrero (1683) auf die Idee, die Ziegen durch Hunde auszurotten. Ein Experiment praktischen Kampfes ums Dasein! Bei nächster Gelegenheit mußte ein spanischer Kreuzer Schäferhunde landen. In der Tat, sie vermehrten sich und schlossen sich wie ihre

Vettern, die Wölfe, zu Rudeln zuſammen, um die Ziegen zu jagen und zu ſtellen; ſie veranſtalteten gewiſſermaßen Treibjagden. Anfangs mögen ſie Glück gehabt haben, dafür zeugt ihre ſtarke Fruchtbarkeit, aber allmählich lernten die Ziegen den neuen Feinden begegnen, und die Hunde wurden derart vom Hunger gepeinigt, daß ſie nachts die Wohnungen der Menſchen angriffen, welche ſie auszurotten ſtrebten, was ihnen jedoch erſt bis 1880 gelungen iſt. Ein ſeltſamer Mythus bildete ſich betreffs der Hunde heraus; ſie ſollen das Bellen auf Juan Fernandez verlernt haben! So berichtete ganz ernſthaft ein chileniſcher Geſchichtsſchreiber.

Der Wunſch des erfinderiſchen Vizekönigs ſcheiterte alſo an der Schlauheit und Wehrhaftigkeit der Ziegen, welche den Hunden förmliche Schlachten geliefert haben, in denen ein gewiegter alter Bock den Anführer ſpielte, und die fleiſchgierigen Räuber den kürzeren zogen.

Auch die Katzen, welche man gegen die Ratten ausſpielte, haben nicht allzuviel ausgerichtet und ſich offenbar mehr an die einheimiſchen Vögel gehalten, denn auch ſie befolgten in Juan Fernandez das Gebot, „ſeid fruchtbar und mehret euch!“ mit Hingebung und Glück.

Zu den verſchiedenen fremden Vierfüßlern geſellte ſich nur ein einziger unſerer domeſtizierten Vögel, die Taube. Leider iſt ihre Geſchichte auf der Inſel ebenfalls in völliges Dunkel gehüllt, indeſſen muß ſie ſeit undenklichen Zeiten dort zu Hauſe ſein, denn ſie ver-

änderte ihr Federkleid derart, daß ſie kaum noch ihre Ahnin, die Felſentaube, verrät. Faſt ſchwarz färbte ſich das ſchieferfarbene Gefieder. Die einſt leuchtend weißen Binden ſehen heute wie berußt aus, und von dem metalliſchen Schimmer, der Bruſt und Nacken ſchillern ließ, erhielt ſich nur ein matter Abglanz.

Nun kennen wir das Hoch- und Niederwild, welches die Jagdgründe der Zauberinſel barg, als unſer Robinſon ſie betrat, zumal wenn wir uns der Tierwelt erinnern wollen, mit der die Vorſehung Land und Meer belebt hatte. —

Auf die ſternenklare Nacht folgte ein heller, ſommerlicher Frühlingstag, der unſerem Einſiedler ſein Reich in all ſeiner feſtlichen Schönheit zeigte: den üppigen Wald, welcher ſich hoch in den Schluchten hinaufzog, und den zurzeit ein braun-goldener Schimmer überhauchte von den jungen Trieben der Luma. Hier und dort überwölbte ihn die weitausgreifende Krone des ſilberäſtigen Naranjillo oder der volle Wipfel einer Palme, deren rote Fruchtbüſchel weithin leuchteten, Schwärme von Zorzales herbeilockend, die an ihrer Süße ſich labten. Und über Wald und Buſch hinaus ragte nackt und kahl der Yunque, deſſen ſchwindelnde Felſen, in blaugraues Licht getaucht, weich und duftig erſchienen.

Robinſons Blicke wanderten die Umriſſe der Gebirge, gegen welche die Morgenſonne ihre alles durchdrin-

genden Strahlen warf, auf und ab; ſie ſpähten nach einer Lücke, nach einem Tale, das die Felsmauer durchbrechen möchte, denn ein neues Hoffnungsflämmchen hatte ſich ihm entzündet in der Frage: wer weiß, was es hinter den Bergen gibt? Und er unterſchied einen Einſchnitt, eine Art Paß, zwar in ziemlicher Höhe, aber offenbar in einigen Stunden erreichbar. Er machte ſich ungeſäumt auf. Die Leute nennen ihn heute Portezuelo. —

Ich bin den Weg manches liebe Mal geſchritten und kann als Führer dienen. Wir verlaſſen die Ufer des rauſchenden Baches, der, von beinahe mannshohen Pangues und Minzen eingehegt, der Bahia Cumberland entgegenſtrömt und wenden uns gegen eine Anhöhe, die von einem Haine herrlicher Quitten bedeckt iſt, zurzeit im Schmucke großer, weißer Blüten. Robinſon betrachtete ſie mit freudigem Staunen (im nächſten Herbſt — April und Mai — ſollte er ihre prächtigen Früchte ernten) und trat alsbald in dichten Buſchwald. Ein Schwirren und Summen erfüllte das Dämmerdunkel, und ein verlorener Sonnenblitz entflammte rot oder grün auf dem Gefieder eines Kolibri, welcher die tief violetten Blüten des Juan Bueno in zitterndem Flügelſchlag beſuchte. Noch einmal geht's zu Tale, den Bach zu kreuzen und dann einen Bergrücken hinan, deſſen ſchmaler Grat in erträglicher Steigung dem Portezuelo zuſtrebt. Zykasfarne decken die Flanken. Die im Schmucke ihrer feurigen Blütenpracht ſtehenden Alpenroſen von Juan Fernandez ſäumen den

Verf. phot.

Das Tal der Kolonie,

welches sich vom Lugaus (sattelförmiger Einschnitt etwa in der Mitte der hintersten Bergkontur) zur Cumberlandbai hinabsenkt. Im Vordergrunde Wäldchen von Feigenbäumen!

Grat; aber auch Gehege eleganter Myrtenbäumchen, noch voll von überwinterten, ſchwarz... Beeren, den ſüßen, aromatiſchen Murtillas, der Wonne aller, die ſie je koſteten. Sie drängten zur Ernte und mögen unſerem freiwilligen Eremiten das erſte Frühſtück geſpendet haben.

Die Inſel ſchien ihn an ſich ketten zu wollen. Denn kaum von ſeiner Mahlzeit aus dem ſchwellenden Polſter der Farnkräuter erhoben, traf er auf einen Erdbeerkamp. Die großblätterigen Pflanzen, welche wie ein Raſen eine weite Strecke überwuchert hatten, prangten trotz der frühen Jahreszeit in Blüten und Früchten zugleich, und letztere, von denen es weiße und rötliche gab, waren von einem Umfang, wie Robinſon ſolche nie zuvor geſehen hatte, und dabei ſüß und ſaftig. Es handelte ſich um echte Erdbeeren, aber keineswegs um die ſeiner ſchottiſchen Heimat. Gewiß nicht; ſie wurden aus Südchile nach Juan Fernandez verſchlagen. Dort, namentlich in den Gegenden der Mapucheindianer, welche ihre Frauen und Pferde ſo reich mit Silber ſchmücken, iſt ſie zu Hauſe, und von hier aus trat ſie ihren ſiegreichen Eroberungszug in die Gärten der ganzen Welt an. Denn jene Erdbeeren, welche im Juni und Juli ihre köſtlichen Rieſenfrüchte auf unſeren Rabatten zeitigen, ſtammen aus Chile. Ein franzöſiſcher Gelehrter und Reiſender nahm im Jahre 1712 oder 13 fünf Pflänzchen mit, die den Stamm jener reichen Kulturen bildeten, die es ſchon im 18. Jahrhundert in Weſteuropa gab, und die ſich unter der veredelnden Hand des

Gärtners zu den „Mammuterdbeeren“ und ähnlichen Koloſſen auswuchſen.

Zwiefach geſtärkt ſetzte Robinſon ſeinen Weg fort. Bald umfing ihn Waldesdunkel; durch tropiſch wuchernde Gebüſche hatte er ſeinen Pfad zu bahnen, und nunmehr wölbte ſich über ihm ein fremdartiges Blätterdach, ſo wundervoll, ſo zart und luftig, wie er es nie geſchaut: wie ein Spitzengewebe oder wie das arabeskenreiche Gitterwerk des Deckengewölbes eines köſtlichen Domes. Es waren die Kronen himmelanſtrebender Baumfarne, die ſich nicht dicht genug aneinanderſchloſſen, um nicht hundertfältig das Blau des Äthers durchleuchten zu laſſen und den durchbrochenen Roſetten eines edlen Bauwerks glichen. Mit den Baumfarnen wetteiferten Palmen, die Chonta, mit dem grünen, weißgeringelten, kerzengeraden Stamm und den üppigen Wedeln. Robinſon ahnte damals noch nicht, welche Wichtigkeit ſie für ſeines Leibes Nahrung und Notdurft in Zukunft bekommen ſollte.

Ein letzter, ſteiler Anſtieg an ſchroffer Felswand entlang, die im Schmucke weißer Glockenblumen ſtand. Der Wind pfiff auf ſeinem Eilmarſche durch den ſattelförmigen Portezuelo. Die Canelos haben ſich mit langen Moosbärten behängt. Die Vegetation bekommt einen Hochgebirgsanſtrich. Der Paß war erreicht. Nach drei Himmelsrichtungen ſchweifte ſein Blick über das blaue Meer, das an der Inſel in ungeſtümer Brandung zerſchellte. Er ſah ihre weiße Giſchtzone, die wie ein Kranz das

Eiland umſchlang. Er hörte dumpf ihr Rollen. Im Oſten hemmte das Auge ein ſtumpfer Kegel. Er beſchloß, ihn zu erklettern. Eine ungehinderte Rundſicht belohnte dieſe letzte Mühe. Gegen Morgen Gebirge von unruhigen Formen, mit abenteuerlichen Spitzen; mit jähen, mauerartigen Abfällen auch die Steilküſten erzeugend, an denen der Blick ſchwindelnd Hunderte von Metern hinabglitt. Täler durchbrechen ſie, aus denen üppiges Grün hervorquillt. Im Weſten hügelig Gelände, ſteppenartige Niederungen mit hohem jungen Gras. Die Inſel verliert ſich in iſolierten wie „Biſchofsmützen“ geſtalteten Felspfeilern, die das Meer oft überſchäumt. Im Rücken, dort, woher er gekommen, die breite, waldumrahmte Cumberlandbai mit dem wie ein Kriſtall geformten Cerro Diamante; vor ſich die Bucht von Villagra, in der Ziegenherden weideten und Seehunde am Strande ſich ſonnten, und dann nochmals eine Inſel, das kleine Eiland Santa Clara.

Das war ſein meerumſchlungenes Reich, an deſſen Schwelle wie eherne Erzgebilde plumpe See-Elefanten lagerten, und das wie eine Kette Soldaten Pinguine gravitätiſch bewachten.

Unzählige Male kehrte Robinſon nach jenem Kegel zurück, der noch heute Robinſons Lugaus genannt wird, und an deſſen nördlichem Abhang ſich eine eiſerne Tafel befindet, die in engliſcher Sprache folgendes dem Gedächtnis bewahrt:

DEM ANDENKEN AN

ALEXANDER SELKIRK,

SEEMANN.

GEBÜRTIG AUS LARGO IN DER GRAFSCHAFT FIFE, SCHOTTLAND.

WELCHER AUF DER INSEL IN VÖLLIGER EINSAMKEIT VIER JAHRE UND VIER MONATE LEBTE.

ER WURDE GELANDET VON DER GALEERE „FÜNF HAFEN“, 96 TONNEN, 16 GESCHÜTZE, A. D. 1704 UND WIEDER MITGENOMMEN DURCH DEN KAPER „HERZOG“ AM 12. FEBR. 1709.

ER STARB ALS LEUTNANT S. M. S. „WEYMOUTH“ A. D. 1723, 47 JAHRE ALT.

DIESE TAFEL WURDE ERRICHTET IN DER NÄHE VON SELKIRK'S LUGAUS DURCH DEN KOMMANDANTEN POWELL UND DIE OFFIZIERE S. M. S. „TOPAZE“ A. D. 1868.

Verf. phot.

Auf dem Pfade zum Lugaus.
Farnwildnis.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Die Robinſonade.

„Hier laßt uns Hütten bauen!“

Wer heute Juan Fernandez beſucht, wird als einſtige Wohnung Robinſons eine Höhle gezeigt bekommen, die am Engliſchen Hafen, ganz nahe dem Meere, und mit Ausblick darauf, gelegen iſt. Es iſt ein grottenartiges, wenig tiefes Verließ mit mächtigem Eingang, der ſich gegen Nordweſten öffnet. Die Eingeborenen ſind felſenfeſt von ihrer Echtheit überzeugt, und vor einigen Jahren nahm ſich ein Amerikaner, welcher die Welt auf einer kleinen Jacht durchkreuzte, um Gegenſtände für ein Muſeum zu ſammeln, das ihm einmal gute Einnahmen bringen ſollte, auch einen Stein ihrer natürlichen Wandung mit, von dem er ſich eine beſondere Attraktion verſprach. Ihn anzuſchauen würde er 20 Cent, ſich darauf zu ſtellen ſogar 50 fordern!

Indes Alexander Selkirk hat jenen Unterſchlupf nicht gewählt, ſondern vorgezogen, wie die Indianer, in

Hütten zu hauſen. Und ganz wie dieſe errichtete er ſich zwei, eine zum Wohnen — zum Schlafen und Beten berichtet der Chroniſt — und eine als Küche. Auch ſiedelte er ſich nicht am Strande an, denn das hatte ſeine Gefahren, ſondern im Innern einer Waldſchlucht.

Jenen Rücken, welcher zum Lugaus anſteigt, begleitet eine weſtliche, engere und tiefer einſchneidende und eine öſtliche, breit vom Yunque zum Meere herniederhängende Quebrada. Beide durchſtrömt klares Gewäſſer. Aber letztere birgt etwa auf halbem Wege zum Amboßberge, etliche Kilometer vom Strande entfernt, eine in Hochwald verſteckte Ebene, von Gras, Pangues und Minze beinahe mannshoch bedeckt, die ſo einladend daliegt, daß dem Wanderer unwillkürlich die Worte auf die Lippen kommen:

„Hier laßt uns Hütten bauen!“

Sollte Robinſon ihr Zauber und ihre Heimlichkeit entgangen ſein? Alles ſpricht dafür, daß er auf der Plazuela del Yunque der modernen Inſulaner, die heute durch himmelhohe Eukalypten auf weithin gekennzeichnet iſt, ſeine luftige Wohnung aufſchlug.

Daniel Defoe läßt ſeinen Helden eine förmliche, durch Paliſaden beſchirmte Feſtung im Anſchluß an eine Höhle errichten, die am Abhange eines Berges (weit inſeleinwärts) ſich öffnete. Der Berg erhob ſich ſo ſteil wie die Front eines Hauſes und begrenzte eine Hochebene, die

wie eine Wiese, etwa hundert Ellen breit und zweimal so lang, vor der Höhlenpforte sich ausdehnte.

Aber sein Haus war kein Kastell, sondern eine leichte Hütte, deren Strebepfeiler wohl die harten Stämme der Luma bildeten, deren Wände und Dach ein Sparrenwerk von Bambus erzeugte, und Binsen- und Seggebündel oder vielleicht auch Palmenwedel dichteten. So bauen die Mapuches im Süden Chiles ihre Ranchos, und gleiche Not bringt gleich' Gebot.

Die Habe Robinsons, welche er vom Schiffe mit sich genommen, war kümmerlich genug. Es war die eines armen Matrosen: ein Kasten mit der notwendigsten Kleidung, eine Büchse nebst etwas Blei und nur einem Pfunde Pulver, eine Axt und die Bibel, das Angebinde seines strenggläubigen, presbyterianischen Vaterhauses. Und die Bibel wurde offenbar sein bestes Gut. — Damit richtete er sich ein als König der Insel in seinem noch grün schimmernden Palaste, in den ein starker Duft von der üppig die Wiese bewuchernden Minze einzog. Dann stieg der erste Rauch aus dem zweiten, dem Bache zunächst gelegenen Bambusbauwerk, der Küche, auf. Robinson briet sich ein Zicklein am Spieß, seine erste Jagdbeute.

Das waren goldene Tage, solange das Pulver langte! Aber wie sehr auch unser Eremit damit geizte, allzubald ging's zu Ende, und nun folgte die Jagd à la Diluvial-

menſch. Er verfolgte die Ziegen im Lauf, er ſuchte ſie an Schnelligkeit und Gewandtheit zu übertreffen. Die Behendigkeit ſeiner Füße und allerhand Liſten mußten das weitreichende Geſchoß erſetzen. Es gelang. Er lief bald beſſer als die verfolgten Böcke und Geißen; nicht mit weit ausgreifenden Schritten, ſondern kleinen, trippelnden, die ſich ſo ſchnell folgen, daß man die Bewegung der Glieder nicht mehr unterſcheidet. Fünfhundert Ziegen hat er auf dieſe Weiſe im Laufe ſeiner freiwilligen Verbannung erlegt. Nur einmal verließ ihn ſeine Geſchicklichkeit oder das Glück, ſo daß es um ein Haar mit ihm zu Ende geweſen wäre. Er verfolgte ein beſonders ſtattliches Tier, welches ſich geſtellt gegen ihn wandte und ſo energiſch angriff, daß beide in der Hitze des Kampfes in einen Abgrund ſtürzten. Robinſon war betäubt und erwachte erſt nach 24 Stunden. Aber der Widerſacher lag unter ihm.

Das Fleiſch der wilden Ziegen von Juan Fernandez iſt von derberer Struktur und hat einen kräftigeren, pikanteren Geſchmack, als das der Hausziege. Aber wehe dem, welcher es alle Tage als einzige Koſt genießen ſollte! Er würde an Appetitloſigkeit zugrunde gehen. Das erfuhr auch Robinſon ſehr bald, und weder die jungen Tauben, die er aus ihren Felsneſtern nahm und aufzog, noch die Fiſche, welche er mit primitiven, ſelbſtgefertigten Angelhaken fing, und am allerwenigſten die Seehunde, die er ſo leicht, nur mit einem Knüppel ausgerüſtet, erlegen

konnte, lieferten ihm die nötige Abwechſelung, denn er hungerte nach Pflanzenkoſt.

Nun fand er zwar mancherlei Beeren, die von uns ſchon zum Teil erwähnt wurden, wie die Erdbeeren und ſüßen, ſchwarzen Murtillas, und außerdem die ähnlichen des Lumabaumes und eines Berberitzenſtrauches (Michaies genannt), und ferner die weißen, ſüßen Steinfrüchte der Savinilla, aber dieſelben konnten ihm kein Gemüſe erſetzen. Auf der Suche danach entdeckte er vornehmlich zweierlei: den Palmenkohl und eine Rübe. Die Rübe iſt eine echte Vertreterin ihres nützlichen Geſchlechtes (Brassica napus), die je nach der Gegend bei uns als Kohlrübe, Wruke oder Erdkohlrabi bekannt iſt und von dem engliſchen Korſaren Dampier auf der Inſel ausgeſät wurde. Sie verwilderte, ohne ihre geſchätzte ſaftige Wurzel einzubüßen und bedeckt noch heute namentlich die verlaſſene Gegend der weſtlichen Inſel. Der Palmenkohl aber hat nichts mit den zahlreichen Kohlarten zu ſchaffen, um die im Wechſel der Jahreszeiten auf allen Märkten der Welt gefeilſcht wird, denn es ſind die jungen Teile der Chonta, der Palme von Juan Fernandez, und vorzüglich die Gipfelknoſpen ſolcher, welche vor der erſten Blüte ſtehen. Man verzehrt ſie roh; ſie ſchmecken wie Nuß oder Mandeln. Es ſteht aktenmäßig feſt, daß Robinſon ſeinen Gaumen ferner an Sauerampfer und den großen Blättern einer Kreſſe erfriſchte, dem Berro der Chilenen, die zurzeit von der Inſel verſchwunden iſt.

Sehr wahrſcheinlich exiſtierte zu Robinſons Zeiten aber auch bereits der Rettich auf Maſatierra, welcher wenigſtens ſchon 17 Jahre nach Abſchluß ſeines merkwürdigen Einſiedlerlebens von einem neuen Beſucher — wiederum einem Engländer, dem Lord Anſon erwähnt wurde.

Alexander Selkirk begnügte ſich nicht damit, Tiere zu jagen und Gemüſe und Früchte zu ſuchen, ſobald er Hunger hatte, ſondern er traf Vorſorge. Er zähmte Geſchöpfe und legte ſich einen Garten an. Es dauerte nicht lange, ſo war er im Beſitze einiger junger Zicklein, die er an Stelle der erlegten Mutter aufzog, und bei ſeiner Hütte gediehen auf wohlgepflegten Beeten Rüben, Kreſſe, Ampfer und ziemlich ſicher auch Rettiche. Zur Abwehr gegen die Ratten gewöhnte er Katzen an ſeinen Hausſtand und zur Geſellſchaft und Unterſtützung auf der Jagd hegte er Hunde.

Aber alles dieſes ſind wir ganz genau durch jene Perſonen unterrichtet, welche ihn ſpäter halb mit Gewalt aus ſeiner Abgeſchiedenheit in die Welt zurückführten. Durch ſie wiſſen wir auch, daß er ſich in Felle gekleidet hatte, das weiche Haar nach innen, und eine ſehr hohe, kegelförmige Mütze, wahrſcheinlich aus Seehundspelz trug. Aber mehr: wir hören ſogar von einem Regenſchirm, von dem Erfinderiſchen aus zuſammengenähten Häuten angefertigt.

Es iſt gar nicht unmöglich, daß Robinſon außer den aufgezählten kulinariſchen Genüſſen, die wir noch durch

die Quitten vermehren müſſen, auch Feigen hatte. Heute gibt es uralte Feigenbäume auf der Inſel — ich habe unter ihrem Blätterdache zwei unvergeßliche Monate gehauſt — von denen kompetente Gelehrte meinen, daß ſie ſpäteſtens im erſten Drittel des 18. Jahrhunderts dorthin eingeführt ſein müſſen. Dieſe herrlichen Rieſen, welche ſolch dunkle Schatten geben, daß außer einigen Farnkräutern nichts unter ihnen zu gedeihen vermag, beſitzen eine erſtaunliche Lebenskraft. Oft iſt der Sockel ihres Stammes dem Alter zum Opfer gefallen und völlig verweſt; aber dann haben ihn Hunderte von Luftwurzeln erſetzt, die aus ſeinen oberen, geſunden Teilen trieben, und eine neue Verbindung zwiſchen Krone und Erde herſtellten. Zweimal im Jahre, Anfang Februar und Ende März, zeitigen ſie Früchte von einer Größe und Vorzüglichkeit, wie man ſie nirgends auf dem Feſtlande findet.

Elftes Kapitel.

Die Robinſonade.

Freitag.

Robinſon hatte genügend Zeit, ſich für den Winter einzurichten. Erſt Juni, Juli, Auguſt umſpannen die Periode der Dauerregen und der Stürme. Schnee und Eis kennt die glückliche Inſel nicht, aber es gießt alsdann wie aus Mollen geſchüttet — wenn auch hauptſächlich nur nachts über — und die Winde brauſen und raſen wie Orkane. Die Tage verkürzen ſich um etliche Stunden. Ein Feuer war unerläßlich gegen die naßkalte, alles durchfeuchtende Luft, und es ſpendete dem grübleriſchen Einſiedler zugleich Licht, um in der Bibel zu leſen. Den ſtark verkürzten Tag füllten Meditationen religiös-philoſophiſcher Art einfältiger Natur, wie ſie das Hirn eines einfachen Menſchen braut, deſſen eigentlicher Bildungsſchatz ſich mit der Heiligen Geſchichte erſchöpft.

Der Flug der Tage und Monate entging unſerem Einſiedler nicht. Er vermerkte ſie mit der Axt in die

Rinde der Bäume und ſchuf ſich ſo jenen berühmten „Kalender“, der keine Fabel iſt.

Sein Leben geſtaltete ſich weniger abenteuerlich, als es Daniel Defoe ausmalte, aber es blieb nicht ohne aufregende Ereigniſſe.

Er fühlte eines Tages den Boden unter ſich wanken, er hörte, wie die Bäume rauſchten, obwohl kein Lüftchen ging und ſah den Horizont entflammt von gelbem Leuchten; das Meer wälzte ſich der Inſel entgegen, als wenn es zum Anſturm ausholte und füllte die Pforten der Täler und zerſtob in haushoher Brandung an den Steilküſten, die Tauſende von aufgeſcheuchten Fardelas in gellenden Angſtſchreien umflatterten: es war ein Erdbeben, das Robinſon erlebt hatte.

Mehr als einmal unterſchied er von ſeiner Warte aus ſpaniſche Schiffe, die ſich ſeiner Inſel näherten. Dann lief er hinab, um das Feuer zu löſchen, damit der Rauch nicht ſein Verräter würde und verbarg ſich im undurchdringlichſten Dickicht. Aber es ereignete ſich, daß die Spanier ſeine Spur mit Hunden verfolgten und er nur mit knapper Not ihrer Jagd entging, indem er in die Krone eines hohen Naranjillo hinaufkletterte.

Kämpfe mit Indianern dagegen hatte er nicht zu beſtehen. Sie haben ſich weder im Guten noch im Böſen je jener Inſel genähert. Somit müſſen wir ſchweren Herzens auch den getreuen und gelehrigen Freitag von der hiſtoriſchen Geſtalt Robinſons ablöſen, denn unſer

Eremit blieb allein. Indeſſen iſt die Perſönlichkeit Freitags keine freie Erfindung Daniel Defoes, ſondern der Dichter hat zwei Menſchen miteinander als Freunde verbunden, die beide Einſiedler auf Juan Fernandez, aber zu verſchiedenen Zeiten, geweſen ſind.

Wie erinnerlich, begab ſich der berüchtigte Seeräuber Bartholomäus Sharp, nachdem er mit 40 Genoſſen die blühende Stadt La Serena vom Grund aus zerſtört hatte, nach Juan Fernandez und wurde hier durch eine ſpaniſche Strafexpedition beinahe überrumpelt. Hals über Kopf ſtürzten die Piraten auf ihr Schiff, um zu fliehen. In der Eile hatten ſie einen Mann vergeſſen, einen Indianermiſchling aus Mittelamerika, welcher Wilhelm gerufen wurde und den Ruhm eines echten Vorläufers Robinſons beanſpruchen darf. Dieſer ziviliſierte Wilde verbrachte über drei Jahre ebenfalls in völliger Verlaſſenheit. Er befand ſich gerade auf der Ziegenjagd, als die Korſaren flüchteten, ſo daß er wenigſtens mit einem Gewehr, Pulver und etlicher Munition zurückblieb, was freilich außer einem Taſchenmeſſer und dem, was er anhatte, ſein ganzes Rüſtzeug für den Kampf mit der Natur war. Aber auch er wußte ſich zu helfen. Als Pulver und Blei verſchoſſen, arbeitete er ſein Meſſer in eine Säge um, und meißelte damit Plättchen vom Flintenlauf, aus denen er Angelhaken zurechtformte. Er ſcheint ſich hauptſächlich von Fiſchen genährt zu haben. Wilhelm hauſte in einer Hütte aus Seehundsfellen und ſchlief auf Ziegen-

häuten, die er fußhoch über dem Erdboden zwiſchen Stäben ausgeſpannt hatte; ein Lager, das nicht der Elaſtizität entbehrte, und das des Tranſieders noch heute dort bildet. Ich ſelbſt habe ſeine Eigenart ein paar Monate lang ausgekoſtet. Die Beſchaulichkeit ſeines Daſeins wurde, wie bei Robinſon, nur hin und wieder durch die Spanier geſtört, welche von ſeiner Exiſtenz wußten und eifrigſt Jagd auf ihn machten. Schließlich erlöſten den Sohn der heißen Antillen ſeine eigenen Kameraden, zünftige Seeräuber, deren einer uns ſeine Schickſale erhalten hat. Er berichtete auch von der ſonderbaren Art, mit welcher Wilhelm einen Landsmann an Bord des ſchwarzen Schiffes begrüßte. Beide warfen ſich abwechſelnd zu Boden, um wieder durch denjenigen erhoben zu werden, der gerade ſtand. — Wer erkennt nicht in dieſer in Ehrfurcht erſterbenden Begrüßung die demütige Art, in welcher Freitag ſich Robinſon näherte? —

Wie viele Male mag Robinſon vergeblich ſeinen Lugaus beſtiegen haben? Oder wie manches Mal war das ſchimmernde Segel, welches ſein geſchärftes Auge am fernſten Horizonte erkannte, der Vorbote von Angſt und Schrecken! Vielleicht war ſeine Hoffnung auf Erlöſung geſchwunden, und er ſtieg zum Portezuelo nur hinauf aus Gewohnheit, und um ſich zu ſichern. Ja, es ſteht ſogar ziemlich feſt, er hatte ſein Leben ſo lieb gewonnen, daß er ernſtlich kaum eine Anderung erwünſchte, daß ihm die Kunſtſtückchen ſeiner zahmen Ziegen unterhaltender

dünkten als Menſchenwitz, und die Treue ſeiner Hunde beſtändiger als die ſeiner früheren Kameraden. Aber das Herz des Menſchen iſt ſelten ſo gefeſtigt und eins mit einer Lebenslage, um die Sehnſucht nicht wie kleine Flämmchen aufflackern zu laſſen, ſelbſt aus einem Paradieſe hinaus in das rauhe Leben.

Und dieſer Zwieſpalt ergriff Robinſon am letzten Januartage 1709. Vom Süden näherten ſich dem Eilande befreundete Segel. O, er erkannte ſie bald als ſolche! Zwei engliſche Schmugglerſchiffe, mit Waren beladen, der „Herzog“ und die „Herzogin“, glitten heran. Mit Einbruch der Nacht landeten ſie, und ihre Beſatzung war nicht wenig überraſcht, ein Feuer aus dem Walde zu Füßen des Nunque leuchten zu ſehen, und vollends erſtaunt, als am folgenden Tage ein Mann zu ihnen herabſtieg, von einer Ziegenſchar umgeben und von wilderem Ausſehen als ſeine ſtruppigen Begleiter.

Robinſons Freude, die heimatlichen Laute wieder zu hören, wich tiefer Beſtürzung, als er unter denen, welche ihm die Hände entgegenſtreckten, auch Dampier erblickte, denſelben Dampier, um deswillen er einſt in die freiwillige Verbannung gegangen war. So wies er denn anfangs alle Verſuche und Verſprechungen, die ihn zum Verlaſſen der Inſel bewegen ſollten, energiſch zurück, und erſt ganz allmählich gewöhnte er ſich an den Gedanken, ſein geliebtes Eiland aufzugeben. Entſcheidend war die Tatſache, daß Dampier, ſein einſtiger Kapitän,

Hans Scheid phot.

Die Robinsoninsel.

Panorama der Südküste mit dem zum Meere abfallenden Yunque.

nunmehr als einfacher Steuermann fuhr, und man ihm nicht nur die Stellung eines Kontermeisters zusicherte, sondern überdies fest versprach, ihn wieder nach Juan Fernandez bringen zu wollen, wenn er es verlangte.

Die englischen Schiffer verweilten vierzehn Tage in der Cumberlandbai, und Robinson lud sie ein, seine Wohnstätte zu besuchen. Indes nur ein Offizier unternahm es, dem Einsiedler auf den schmalen Pfaden zu seinem Versteck zu folgen. Seine Berichte bildeten die Grundlage zu Defoes Robinson Crusoe. Vor der Abreise packte Robinson, der sich nunmehr wieder in den Seemann Alexander Selkirk verwandelte, die selbstverfertigten Geräte ein, die man noch heute im Museum zu Edinburg sehen kann. —

Die Fahrt der Kaper ging zuerst nach den Küsten von Peru und Mittelamerika, wo sie mit gutem Glück auf spanische Kauffahrteifahrer fahndeten und reiche Beute an Seidenstoffen machten. Einmal freilich sahen sie sich bitter enttäuscht. Als sie nach hartnäckiger Gegenwehr eine spanische Galeone genommen und ihren Rumpf nach kostbaren Schätzen durchforschten, fanden sie ihn voll von päpstlichen Bullen, Rosenkränzen und Heiligenknochen. Auf 600 Zentner wurden die Reliquien dieser einzigen Ladung geschätzt!

Erst drei Jahre nach seiner Robinsonade und nach einer Abwesenheit von über acht betrat unser Held vaterländischen Boden. Ungesäumt machte er sich nach seinem

Heimatsorte auf, den er reich gekleidet, mit gut gespicktem Beutel, und mithin hoch bewillkommnet, betrat. Er verheiratete sich alsbald mit einem jungen, hübschen Mädchen, einer Sofia Bruce, die aber, wie die Geschichte meldet, schon nach wenigen Jahren verblich. Bereits nach kurzer Frist ging er eine zweite Ehe ein, diesmal mit einer Witwe. Inzwischen war er in die Königlich Britannische Marine als Offizier aufgenommen worden, und sein Leben hatte ganz die Wege eines normalen Staatsbürgers eingeschlagen. Trotzdem muß es für Alexander Selkirk nicht das dienliche gewesen sein, denn er starb im besten Mannesalter, mit 47 Jahren, an Bord des Kriegsschiffes „Weymouth".

Die Sehnsucht nach Juan Fernandez zog sich wie ein roter Faden durch sein Leben und machte sich oftmals Luft in dem Seufzer:

O, mein geliebtes Eiland, was gäbe ich, wenn ich dich niemals verlassen hätte!"

Zwölftes Kapitel.

Der Feind als Wohltäter.

Das Idyll flieht unſere Inſel. Die Weltgeſchichte zieht ſie in ihren Bannkreis.

Es war die Zeit, wo Spanien und England um die Verteilung der Erde ſtritten. Noch ging im Reiche der Erben Karls V. die Sonne nicht unter. Die unerſchöpflichen Schätze der Neuen Welt vermochten dem Mutterlande ſelbſt den Verluſt einer Armada zu erſetzen. Aber Britannien trieb Keil auf Keil in das Staatengefüge, mit dem Spanien die Erde umſchloß, und ſeine Kaper und Galeeren kreuzten in allen Meeren, um an den Gliedern der ehernen Kette zu rütteln, in welche die Philippe und Karle Millionen aller Menſchenraſſen geſchlagen hatten. England beſchloß, Spanien im Stillen Ozean anzugreifen. Die langgeſtreckten Küſten der erzreichen Länder Chile, Peru, Neugranada und Mexiko lagen faſt ſchutzlos da. Es hieß die Adern unterbinden, durch welche der Gold- und Silberſtrom nach der Iberiſchen Halbinſel pulſte.

Lord Anſon erhielt den Befehl, ein Geſchwader auszurüſten.

Am 18. September 1739 verließen fünf Kriegsſchiffe mit zuſammen 228 Kanonen und von etwa 2000 Matroſen und Soldaten bemannt, nebſt zwei Transportfahrzeugen die engliſche Küſte. Aber ſie ſteuerten nicht allein nach Weſten. Spanien hatte ſich beeilt, gleichfalls eine Flotte auszuſenden und England ſogar übertrumpft, denn ſechs Galeeren mit 308 Geſchützen und einer Beſatzung von 2500 Köpfen — darunter ein ganzes Regiment Infanterie, während die Engländer nur über 300 geſchulte Soldaten verfügten — ſteuerte Madeira entgegen. Beide Geſchwader veranſtalteten ein Wettſegeln zum Kap Horn. Anfangs waren die Hidalgos im Vorſprung, aber da ſie ſich in Madeira zu lange beim Laden von Vieh verweilt hatten, wurden ſie von den „Gringos“ überholt.

Merkwürdig friedlich muß die Stimmung zwiſchen beiden Flotillen geweſen ſein, durfte ſich doch ein Engländer ungeſtraft unter die feindlichen Schiffe verirren!

Beinahe zur ſelben Stunde langten ſie am öſtlichſten Kap des Feuerlandes an und durchquerten faſt gemeinſam bei glattem Meer und ſanftem Winde die Straße von Le Maire zwiſchen Feuerland und Staateninſel. Es ſoll ein majeſtätiſcher Anblick geweſen ſein. Aber es war, als ob ein Meergott ſie in eine Falle gelockt habe. Denn kaum wieder in offener See, empfingen ſie, als Herolde des Stillen Ozeans, Orkane von ſolcher Gewalt, daß beide

Geſchwader ohnmächtig auseinanderſtoben. Kein einziger Spanier gewann zurzeit das Paziſiſche Meer. Einer zerſchellte, die anderen flüchteten nach Montevideo, und erſt drei Jahre ſpäter gelang es einem einzigen, der „Hoffnung", das Kap Horn zu überwinden.

Anders die Engländer, welche mehr auf eigene Kraft als auf den Beiſtand der Heiligen zu vertrauen gewohnt waren. Drei Kanonenboote und beide Transporte überwanden Sturm und Wogen, während die übrigen nach Braſilien zurückſegelten, um ſich zu reparieren. Aber der gefährliche Chonosarchipel forderte ein neues Opfer. — In die ruhigen Breiten traten nur zwei Fregatten und die Proviantſchiffe ein. Aber in welcher Verfaſſung! Das Admiralſchiff allein verlor im erſten Monat nach der Umſegelung des ſüdlichſten Kaps 80 und im folgenden 30 Mann an Skorbut! Und ſo ging es fort, bis der 10. Juni 1740 ihnen das Profil des Nunque zeigte. Juan Fernandez wurde ihre Erlöſerinſel.

Aber erſt nach etlichen Tagen vermochten ſie die Landung auszuführen, gekräftigt durch die balſamiſchen Lüfte, welche zu ihnen von der Inſel herüberwehten und beſonders geſtärkt durch den Anblick der rauſchenden Waſſerfälle, die in winterlicher Fülle den Bergen entſtürzten. „Nur ſolche," — ſchrieb einer der ſchwergeprüften Schiffer — „welche lange Zeit hindurch die Qualen des Durſtes erlitten haben, können ſich eine Vorſtellung von dem Wohlgefühl machen, welches ſchon der bloße Gedanke an eine

Quelle oder einen ſprudelnden Bach in uns auslöſte; ſie werden auch unſere ſchier wahnſinnige Freude begreifen, als wir dicht vor unſerem Schiffe eine Kaskade kriſtallener Waſſer hoch von der Felswand wohl über 100 Fuß hinabſchäumen ſahen. Auch die Kranken und ſelbſt die Todesſchwachen krochen an Deck, um das wunderbare Schauſpiel zu genießen."

Kaum eine Steinwurfsweite von den friſchen Waſſern und den ſaftigen Kräutern entfernt gaben noch zwölf der unerſchrockenen Seeleute ihren Geiſt auf.

Drei Monate verweilte Lord Anſon mit ſeiner tapferen Schar auf Juan Fernandez, das auch die beiden Transportſchiffe und die andere Fregatte endlich erreichten. Auf letzterer waren nur drei Arbeitsfähige übrig geblieben!

Der engliſche Kapitän vergalt die Wohltaten, welche ihm die Inſel erwies. Er ſchenkte ihr die lieblichen Fruchthaine, die zum Teil noch heute das Entzücken der Jugend dort und des Wanderers ſind: wie die Wäldchen ſaurer Kirſchen und rotwangiger Pfirſiche, die im Januar und Februar ihre erfriſchenden Früchte in ſchweren Laſten jedermann darbieten. Auch die Kerne von Pflaumen und Aprikoſen pflanzte er aus; ſie wuchſen und mehrten ſich ebenfalls, aber in unſeren Tagen ſind ſie faſt wieder verſchwunden.

Der engliſche Lord verlor trotz jener friedlichen Beſchäftigungen, die an die Idylle Robinſons gemahnen,

ſein Ziel nicht aus den Augen. Den Wald durchhallte die Axt, um den Naranjillo zu fällen, mit deſſen hartem und überaus waſſerbeſtändigem Holze die Schiffe ausgebeſſert und wieder kriegstüchtig gemacht wurden. Die Jagd füllte ihre Proviantkammern.

Die Bewohner Chiles und Perus und die ſpaniſchen Beſatzungen dort hatten keine Ahnung, daß der Feind vor ihrer Tür ſtand und ſich auf ihre Koſten ſo gründlich reſtaurierte. Das mag ein böſes Erwachen geweſen ſein, als die Engländer eines Tages unverſehens den Hafen von Valparaiſo verſchloſſen, als ſie die peruaniſche Küſtenſtadt Paita in Flammen ſteckten und von Hafen zu Hafen die Zollhäuſer leerten, bis nach Mexiko hinauf! Viele Millionen wurden ihre Beute, an Seide, geprägtem Gelde, Gold- und Silberbarren.

Als Triumphator kehrte das engliſche Geſchwader nach beinahe vier Jahren heim. Ehre der Ausdauer und dem Mute ſeiner Mannen — aber ihre Rettung aus der Verzweiflung, die Erde, die ihnen Kraft gab, ein Stück Weltgeſchichte zu vollbringen, war Juan Fernandez!

Dreizehntes Kapitel.

Die Stadt des Heiligen Johannes.

Erſt die brandſchatzenden engliſchen Kriegsſchiffe hatten die ſpaniſchen Heerführer der Kolonien über die ſtrategiſche Bedeutung der Robinſoninſel aufgeklärt. Das Mutterland erlaubte ihnen großmütig, Maſatierra zu befeſtigen und betraute mit dieſer Miſſion den Gouverneur von Chile. Er führte ſie mit peruaniſcher Hilfe aus.

An einem Märztage 1750 verließ ein Schiff den Hafen von Penco im ſüdlichen Chile, welches, wie Benjamin Vicuña Mackenna ſcherzhaft bemerkte, die Dienſte einer Arche Noahs tun ſollte. Es führte ein Bataillon Soldaten mit ſich, das bisher die Grenze gegen die Indianer verteidigt hatte, und behende und gut geſchult war, 171 Koloniſten beiderlei Geſchlechts, 22 Sträflinge, um die Befeſtigungswerke zu errichten, und alle Sorten Viehs einſchließlich Maultiere. Von Callao in Peru ging gleichzeitig ein Transport mit Flinten, Musketen, Arkebuſen, Kanonen und Munition ab.

Schon Ende desſelben Monats entleerten die Segler ihre Laſten auf den Strand der Cumberlandbai, die übrigens von den Spaniern Juan Bautiſta, Johannes dem Täufer zu Ehren, genannt wurde. Und nun begann ein eifriges Schaffen. Unter der Zuchtrute der Soldaten ſchleppten die Gefangenen das Geſtein zu dem Kaſtell herbei, das dem Schutze der Heiligen Barbara empfohlen, ſich auf dem Ausläufer jenes zum Portezuelo anſteigenden Bergrückens erhob, ehe er jäh zum flachen Strande abfällt. Es beherrſchte wundervoll die Bucht und mußte mit Geſchützen geſpickt, jede Einfahrt verhindern können. Am offenen Strande aber, um eine Kirche geſchart, die man dem Heiligen Antonius weihte, entſtanden die Häuſer der neuen Hafenſtadt San Juan Bautiſta, der Stadt des Heiligen Johannes.

Kaum 14 Monate hatte die Vorſehung dem Daſein der jungen Anſiedelung bemeſſen. Am 25. Mai 1751 ſchreckte die ſchlafenden Bewohner ein unterirdiſches Getöſe auf, und ehe ſie ſich noch ſammeln konnten, brach das Meer in die Bucht ein und riß Wohnungen und Menſchen in ſeinen unergründlichen Schoß. Auch der Kommandant nebſt Weib und Kind fand in den Wogen ſeinen Tod.

Die Erde befand ſich damals, wie in unſeren Tagen, in einem Zuſtande ſtarker Unruhe, und die Zuckungen ihrer Rinde ließen kaum ein Jahr ohne entſetzliche Heimſuchungen vorübergehen. In derſelben Stunde, wie die Juan Fernandez-Siedlung, war die blühende Stadt Con-

cepcion in Südchile vom Meere hinweggespült worden. Fünf Jahre vorher hatte ein Beben Lima und Callao von Grund aus zerstört und 11 000 Menschen unter den Trümmern der stürzenden Mauern begraben.

Der 25. Mai 1751 wirft noch heute seine düsteren Schatten auf die Insel. Ihr guter Stern war in jener furchtbaren Nacht erloschen. Die wenigen sie Überlebenden bauten sich zwar etliche Meter höher wieder an, dem Laufe des Baches folgend, welcher die vom Portezuelo abfallenden Hügel durchfurcht, aber sie vermochten nicht recht zu gedeihen. Man unterstützte sie im ersten Augenblick von Chile aus mit Lebensmitteln und neuen Kriegsmaterialien, jedoch freiwilliger Zuzug, der freudig seine Arme zu frischer Arbeit dargeboten hätte, blieb aus. Da verfielen die Vizekönige auf die unheilvolle Idee, Juan Fernandez zur Verbrecherkolonie zu machen. Und so verwandelte sich das zauberische Eiland zuerst in ein Zuchthaus, in die „Bastille des Stillen Ozeans“ und alsdann in eine „Hölle“.

Vierzehntes Kapitel.

Verbrecherkolonie.

Chile, Peru, ja ſelbſt das ferne Ekuador ſandte den Auswurf ſeiner Bevölkerung nach Juan Fernandez. Man ſammelte ihn in den Hafenſtädten an, bis eine Ladung voll war von Totſchlägern und Raubmördern, Gotteslästerern und entarteten Schandbuben. In Eiſen und oft nur mit einem Hemde von Werg bekleidet, verſenkte man ſie in den Schiffsrumpf, um ſie am Strande der lieblichen Inſel freizulaſſen, gleich wilden Beſtien, denen die Feſſeln vor dem Eintritt in den Käfig gelöſt werden. Aber die Inſel war trotz ihrer Entlegenheit kaum ſo ſicher wie eine gute Gefängniszelle, und immer wieder gelang es Verwegenen, ſich in den Beſitz eines Bootes zu ſetzen, dem ſie ſich, nur auf Wind und Strömung bauend, anvertrauten. Und ſeltſam! Es iſt kaum bekannt, daß ſie trotz ihrer kärglichen Ausrüſtung das Feſtland verfehlt hätten. Einmal verließen 14 Sträflinge in einem Nachen die Inſel, ohne einen Tropfen ſüßes Waſſer, nur mit friſchem Fleiſche

verſehen, an deſſen Safte ſie ihren Durſt ſtillten, und langten bis auf einen, durch Sonne und Sterne geleitet, nach elf Tagen lebend in Südchile an.

Um die menſchlichen Hyänen feſter an Juan Fernandez zu ketten, ſchlug ein Gouverneur vor, Frauen zu ſchicken, ein Rat, der befolgt wurde, denn alsbald erſchien eine Fracht, der man wohl als Morgengabe reichlich Mehl, gedörrtes Fleiſch und Rinderfett mitgegeben hatte.

Wie groß aber trotz der holden Sendung, deren Stücke als „Pobladoras, Bevölkerinnen“ in den Akten regiſtriert wurden, der Befreiungsdrang unter den Zwangskoloniſten blieb, beweiſt folgender Vorfall.

Obwohl die Inſel nun bald ein halbes Jahrhundert dauernd bewohnt war, barg ſie noch ein Geheimnis: dasjenige des Yunque-Gipfels. Niemand hatte ihn je erſtiegen, nicht einmal die wilden Ziegen vermochten ſeine Felswände zu erklettern. Da ermutigte der ehrgeizige Kommandant Francisco Amador — Franz Liebhaber — etliche ſeiner menſchlichen Beſtien, gegen den Verſpruch der Freiheit, den feindlichen Berg zu erklimmen, ein Wagnis, welches ſie in zwei Tagen vollbrachten. Den Gipfel, auf dem Kreuz und Banner aufgepflanzt wurden, krönt eine kleine Ebene, dicht mit Pangues bewachſen und umgeben von Bambus, Canelos und Chontas. — Übrigens iſt das Verſprechen gehalten worden, das nächſte Schiff brachte die Helden als freie Männer zum Feſtlande zurück.

Wir ſind nicht darüber unterrichtet, zu welcher Seelenzahl es die Stadt Johannes des Täufers nach der Bebenkataſtrophe je wieder gebracht hat, wir wiſſen nur, daß einem engliſchen Seemann 1792 die große Menge Kinder überraſchte; aber der Umfang des Städtchens läßt ſich noch heute beſtimmen. Seine mit kleinen Rollkieſeln gepflaſterten Straßen können wir auf und nieder ſchlendern und uns mit den Ruinen der Grundmauern der Häuſer unterhalten, die ſie begrenzen. Es waren keine hölzernen Baracken, ſondern Stein- oder Adobesbauten, vielleicht 40 an der Zahl, wie ſie in Nord- und Mittelchile zu allen Zeiten vorgeherrſcht haben, nur daß die Dachziegel Wedel der Chonta erſetzten. Eine lebhafte Tünche wird nicht gefehlt haben, ſo daß ſie ſich gelb oder rot, grün oder blau oder ſchneeweiß gegeneinander abhoben und der Sonne ein buntes Bild darboten. Ob auch ein freundliches? Wer weiß? Man ſollte vermuten, daß, wie noch heute in der chileniſchen Hauptſtadt, die Fenſter durch Rejas, ſchwere eiſerne Gitter, geſchützt und die Türen eiſenbeſchlagen waren zur Wehr gegen das Heer der Verbrecher, in deren Mitte die friedlichen Kolonen lebten. Freilich nachts ſchloß man die gefährlichſten Geſellen in Kerker ein, die ihrer eigenen Hände Werk waren.

Über dem Hafen, nach Nordoſten gerichtet, blicken auf die Bai gleich finſteren, ſchwarzen Augen die runden Eingänge einer Anzahl Höhlen, die ſich in jäh abfallenden Fels bohren. Es ſind gewölbte Keller, in das Geſtein

hineingemeißelt. Das Waſſer trieft an ihren Wänden herab, die Farnkraut tapeziert, das ſich wie ein Gewinde auch um ihren Einlaß ſchlingt. Bei allen ſieht man die Vertiefungen, in welche die eiſernen Stangen vernietet waren, bei manchen noch roſtige Reſte ſolcher. Wahrhaftig, dieſe Verließe gleichen Raubtierzwingern, und wie wilde Tiere werden die wüſten Patrone die Zähne gefletſcht haben, wenn ſie mit Sonnenuntergang von den Soldaten in die ungaſtlichen Schlafſtätten gezwungen wurden, deren Boden Tümpel deckten, und in deren Winkel die Norder ſich keifend verfingen.

Das Leben der Kolonie war eintönig; man hatte ungemein viel Zeit. Der Kampf ums Daſein erforderte hin und wieder einen guten Fiſchfang, eine glückliche Ziegenjagd. Von dem Überfluß verkaufte man an die Soldaten, welche Löhnung empfingen, um einige Heller für ein Stück Zeug und beſonders zum Verwetten zu haben. Denn die Sonntage und die unzähligen Feſte der Heiligen, von denen auch nicht einer vergeſſen wurde, ſtanden im Zeichen der Hahnenkämpfe. Und während ſich die Kampfhähne ins Zeug legten und gierig zerfleiſchten, feuerten ſich die Zuſchauer mit dem Moſt der Rebe, einem Produkte der Inſel, zu Wetten auf die geflügelten und geſpornten Kämpen an.

Außerordentliche Ereigniſſe bildeten die Ankunft eines Fahrzeuges von der Küſte, das freilich ſelten genug eintrat, und noch mehr das Erſcheinen eines engliſchen

oder nordamerikaniſchen Seehunds- und Walfiſchfängers, mit dem dann ein eifriger Tauſchhandel eröffnet wurde.

Die Kolonie ſtellte nur einen winzigen Ausläufer der ſpaniſchen Herrſchaft vor, aber wir vermiſſen nicht die erbitterten Fehden zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Obrigkeit und die grauenhaften Spuren der Inquiſition. Die ärmliche Kirche bedienten zwei Prieſter, meiſtens Franziskanermönche, und einer der Väter exkommunizierte einmal den Gouverneur eines einfachen Tadels wegen viermal am ſelben Tage! Unter den Verdammten der Inſel, den Vater- und Gattenmördern friſteten auch drei unglückliche Weiße, Spanier, ihr Daſein, welche das Ketzergericht von Lima wegen Glaubensdelikt zu fünf bis neun Jahren Deportation verurteilt hatte.

Inzwiſchen zog mit der Vollendung des erſten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts die Morgenröte der Freiheit über dem ſüdamerikaniſchen Kontinente herauf. Seine Völker hatten die Verlegenheiten Spaniens, welche ihm die napoleoniſchen Kriege bereiteten, dem Beiſpiele der Union folgend, ausgenutzt und das königliche Regiment gebrochen, oder wenigſtens zeitweiſe niedergezwungen, wie in Chile.

Die eingeborenen Befreier, welche ſich bald in Herrſcher verwandelten, verzettelten ihre Kräfte in Eiferſucht und haſtigen Reformen. Die Kerker wurden geöffnet und alles, was je ein ſpaniſcher Richter verurteilt hatte, faſt unterſchiedslos als ehrenfeſte Bürger der jungen Republik

begrüßt. Auch von Juan Fernandez holte man die Verbrecher herbei, es waren 73, darunter 18 Mörder und 1 Räuber. Man wollte mit jenem „Zuchthauſe", dem Schandfleck des Pacifico, endgültig aufräumen. Indeſſen bangte den Santiaguiner Machthabern offenbar vor der großen Anzahl ſchwerſter Verbrecher; jedoch man half ſich kurz entſchloſſen: man knüpfte die 18 Mörder nebſt dem Räuber noch nachträglich auf.

Um die Beziehungen zu Juan Fernandez als Erinnerung einer ſchmachvollen Epoche radikal auszulöſchen, lud man auch die Beſatzung und ſogar die Koloniſten mit Kind und Kegel aufs Schiff und führte ſie den befreiten Fluren Chiles entgegen. Nur drei Soldaten vermochten ſich nicht von dem Eiland zu trennen und zogen eine Wiederholung der Robinſonade den goldenen Tagen der neuen Ära vor.

Verf. phot.

Lumawald.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Die Verbannten.

Drei Robinsone Besitzer einer Festung, einer Stadt und einer Insel! Welcher Stolz mag sie beseelt haben! Aber er wird sich in keinem Falle haben messen können mit der grenzenlosen Überraschung, als schon nach wenigen Monaten (im Dezember 1814) eine Korvette in der Cumberlandbucht Anker warf, aus der sich Männer jeden Alters von 80 bis zum Jüngling von 20 in langem, düsteren Zuge ergossen. Und auch jeden Standes. Soldaten, Priester, Staatsmänner. Es waren hohe, aufrechte Gestalten mit intelligenten Gesichtern; mit einem Worte, es war die Blüte der chilenischen Aristokratie, die, beinahe verwahrlost gekleidet, mit wirrem Haar sich an Land schleppte.

Nur ein Weib unter den fast unzähligen Männern; ein junges Blut, ein wunderhübsches Mädchen, fast Kind noch, das einen kranken Greis stützte, damit er nicht über das rauhe Gestein strauchele. Rosario nannte sich dieses liebliche Geschöpf, welches gegen hundert Widerstände die

entſetzliche Reiſe von Santiago nach Juan Fernandez erzwungen hatte, um ihrem Vater in die Verbannung zu folgen.

Die Freiheit war wie ein kurzer Sonnentag über Chile hingegangen. Ein Aufraffen der Realiſten, eine unglückliche Schlacht der Revolutionäre, und die alte Herrſchaft war wieder da. Nun verwandelte ſie ſich in Tyrannei, und der Statthalter ſeiner Katholiſchen Majeſtät befolgte die alte Taktik, die Spitzen der freiheitlichen Bewegung zu fällen, ohne Märtyrer zu ſchaffen. Da blieb als Beſtes Juan Fernandez. Die junge Verbrecherkolonie füllte ſich mit den edelſten Namen.

Sie kann niemals beſiedelter geweſen ſein, als in jenen Jahren (1814—1817), denn zum wenigſten noch ſechs Schiffe brachten, was ſich von Patrioten in Chile und Peru überantworten ließ, aber hinfort nicht immer rein politiſcher Qualität, ſondern mit gemeinen Verbrechern gemiſcht. Trotzdem ſind die 27 Monate bis zur Erlöſung, die das abermals befreite Chile am 24. März 1817 durch den „Adler" brachte, ohne Hader und Blutvergießen verfloſſen, ja, etliche der Verbannten entdeckten ihre dichteriſche Ader und haben ihre Geſchicke an Ort und Stelle in Epen beſungen. Auch verſtanden ſie ihr Leben ſo gut, wie es ging zu geſtalten und folgten mit viel Virtuoſität dem Beiſpiele des ſchottiſchen Matroſen.

Freilich diente der Mehrzahl der Deportierten die leere Stadt zum willkommenen Unterſchlupf; aber es gab

von Anfang an Sonderlinge, welche ſich in abgelegenen Teilen des Eilandes niederließen und ihre Wohnung ſelbſt ſchufen.

Treten wir ein in ein ſolches Anweſen, das ſich der Sprößling einer altadeligen Familie hergerichtet hatte!

Die einzige Pforte führte in eine Strohhütte, welche in Schlaf- und Wohngemach zerfiel und als Anhängſel eine Küche beſaß. Ein gut geſchützter Garten umfing ſie, in dem hauptſächlich Kürbiſſe gezogen wurden, noch heute in jedem chileniſchen Haushalte bei gekochtem Rindfleiſch die notwendigſte Zuſpeiſe. Sie werden aber nicht eingemacht, ſüß oder ſauerſüß gegeſſen, ſondern einfach gekocht. Dieſes alltägliche Gericht führt den Namen Puchero. — Nahe dem Zaune aber blinkte das dunkle Grün von Zitronen- und Orangenbäumen, und in einem geſchützten Winkel befand ſich ein Hühnerſtall mit wohlgepflegten Inſaſſen. All dieſe guten Dinge ſtammten zweifelsohne aus der verlaſſenen Stadt San Juan Bautiſta und von den drei Soldaten, die ihr Erbe angetreten. — Für Wachſen und Vermehren gibt es kaum ein geſegneteres Klima als das der Inſel.

Das größte Unglück, welches die Ausgeſtoßenen heimſuchte, war ein Brand der Stadt, dem gerade die beſten Häuſer zum Opfer fielen. Aber ſie konnten von Glück ſagen, daß er die Pulverkammer verſchonte. — Der „Adler“ hatte nicht alle faſſen können. Namenloſe und gemeine Verbrecher blieben zurück und zu ihrer Aufſicht ein Trupp

Soldaten, ein Hauptmann und ein Mönch, jener als Gouverneur, dieſer als Kaplan.

Kaum waren die Segel der Heimkehrenden verſchwunden, als ſich Schwert und Kreuz um die Vorherrſchaft ſtritten. Der Offizier wollte den ungehorſamen Pater nach Maſafuera verbannen, aber dieſer ließ ſich nicht einſchüchtern, ſondern überwältigte mit kräftigen Armen ſeinen weltlichen Widerpart und band ihn mit dem Stricke, der ſein graues Kleid um die Hüften gürtete. Dann mietete der energiſche Gottesmann einen Walfiſchfänger und ſetzte mit dem ſo kläglich depoſſedierten Kommandanten, ſeinen Soldaten und dem Reſte der Verbannten nach der Küſte über. — Aber wiederum entzogen ſich drei Mann dem abermaligen Exodus, welche in der Folge faſt viereinhalb Jahre im ungeſtörten Beſitz der Inſel blieben. Nur fremdländiſche Fiſcher waren häufiger ihre Gäſte.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Liebestragödie.

Den Entwicklungsgang der Völker Südamerikas zu Nationen begleiten Ströme von Blut. Es war noch kaum gelungen, das spanische Joch abzuschütteln, als die siegreichen Heerführer bereits begannen, sich untereinander zu befehden und mit einem Fanatismus gegenseitig zu verfolgen, der von der Inquisition nicht übertroffen werden kann. Erst an der Leiche machten sie Halt. Aber sie begnügten sich nicht damit, ihre Gegner wie gemeine Verbrecher hinrichten zu lassen oder nicht selten dem Dolche des verschwenderisch bezahlten Meuchelmörders zu überliefern, sondern mit Stumpf und Stiel suchten sie auch ihren Anhang auszurotten, und wo das nicht anging, pferchten sie Hunderte in einen Schiffsrumpf und „fort nach Juan Fernandez!“ war die Losung.

Derselbe erste Diktator Chiles, welcher die spanische Deportationsinsel als Schandfleck des Stillen Ozeans entvölkert hatte, stellte sie als chilenische wieder her, ja, er

ließ jene waſſertriefenden Höhlen für ſeine politiſchen Gegner mit neuen Eiſen ausrüſten.

Auf autokratiſche Präſidenten folgte der Deſpotismus der Parteien. Alle möglichen Richtungen löſten einander ab, aber alle ſtimmten darin überein, ſich ihrer Widerſacher nach der Robinſoninſel zu entledigen.

Bewacht durch Soldaten, die aus einer Meuterei in die andere fielen, von Hunger und grenzenloſer Langweile geplagt, verhetzt und verwirrt von Rachegelüſten, verwandelten ſich auch die beſten der Verſtoßenen in wüſte Männer, die einander erſchlugen, erſchoſſen und erſtachen, wie es die Gelegenheit mit ſich brachte. Fehlte noch etwas, ihre Zügelloſigkeit ins Maßloſe zu ſteigern, ſo ſorgte der Alkohol dafür, denn an Wein war Überfluß. — So düngten die Inſel Blut und Leichen, ſo wurde das paradieſiſche Eiland die Stätte entſetzlichſter Orgien, aus deren Finale die Schreie abgeſchlachteter Landsleute zum Himmel gellten.

Erſt gegen Ausgang der Dreißiger des verfloſſenen Jahrhunderts, mit der Ermordung des Tyrannen Diego Portales, welcher, wie der Sultan von Marokko, ſeine Feinde in eiſerne Käfige ſetzte, wurden die letzten Deportierten erlöſt. Juan Fernandez ſank in menſchenleere Einſamkeit zurück. Die Natur konnte wieder Atem holen, die verwüſteten Wälder aus unzugänglichen Höhen vordringen und die dezimierten Ziegenherden ungeſtört ſich mehren. Freilich war die Inſel ihres köſtlichſten Juwels durch die

Unersättlichkeit etlicher Kommandanten fast beraubt worden: des Sandelbaumes, der von den Habgierigen in Hunderten von Zentnern europäischen Schiffern für einen Spottpreis verkauft wurde. —

Da, um 1840 herum, wurde eines Tages aus einem englischen Walfischfänger ein Matrose in die Wildnis der öden Insel hinausgestoßen. Ein verderbtes Subjekt, dessen sich seine Genossen ohne viel Aufhebens entledigen wollten. Archibal Osborn hieß es und stammte, wie Alexander Selkirk, aus Schottland. Indessen war er von Anfang an viel besser ausgerüstet als sein geduldig ergebener, mystisch-träumerischer Landsmann, denn man gab ihm Waffen und reichlich Munition, Zeug, Tabak und Pfeifen, einen eisernen Kochtopf und selbst einige Rasiermesser mit. Dieser neue Robinson blieb nicht lange allein, sondern erfreute sich bald der Gesellschaft eines freundlichen Knaben, von dem man nur noch weiß, daß er englischer Herkunft war und Juanito, Hänschen, gerufen wurde. Ob er verschlagen, oder ob ihn der listige und, wenn es darauf ankam, beredte Osborn irgendeiner Bark abspenstig gemacht hatte, steht dahin. Man möchte das letztere vermuten. Aber das seltsame Paar wurde schon nach kurzer Frist unliebsam aufgescheucht durch ein chilenisches Schiff, welches mit zwölf Personen nebst allerhand Vieh zielbewußt in die Cumberlandbai steuerte. Es war eine Familie Maurelio nebst zwei Knechten aus Talcahuano in Südchile, welche sogar mit

Rechtsansprüchen an die Insel kam und die von Osborn vertretene Herrenlosigkeit derselben durchaus nicht gelten lassen wollte. Denn ihr Haupt, der betagte Franziskus Javier Maurelio war in Juan Fernandez geboren worden, wie er dokumentarisch beweisen konnte, und damit betrachtete er sich von Gott und Rechts wegen als Erbe seiner liegenden und beweglichen Schätze.

In der Familie Maurelio überwog — wie so häufig in den südamerikanischen — stark das weibliche Element. Vier Töchter und ein bereits erwachsener und verheirateter Sohn bildeten die Nachkommenschaft des alten Franz. Die beiden ältesten Mädchen standen in der Blüte ihrer Jugend. Die anfängliche Verstimmung zwischen dem Schotten und den Chilenen verwandelte sich allgemach in ein gutes Verhältnis. Beide Parteien halfen und unterstützten einander. Aber der ebenfalls noch jugendliche Archibald verkehrte nicht ungestraft in dem töchterreichen Hause. Sein Herz schlug heftiger, wenn sich die etwa neunzehnjährige Michaela ihm näherte, oder die noch schüchterne, aber voll entwickelte fünfzehnjährige Galia. Weshalb keine von beiden seine Neigung erwiderte, bleibt ein Rätsel, denn er soll ein stattlicher, blonder Mensch gewesen sein. Ob ihm das Kainszeichen auf der weißen Stirne stand? Man kennt die Gründe nicht, welche die chilenischen Jungfrauen verhärteten.

Wie es aber oft zu gehen pflegt, die unerwiderte Leidenschaft verwandelte sich in wilde Begierde. Osborn

ſann auf Gewalt. Er wollte die männlichen Beſchützer vernichten. Dazu bedurfte er indes der Hilfe. Mit teufliſcher Stetigkeit verfolgte er ſeinen Plan. Die häufig wiederkehrenden Walfiſchfänger führten allerhand Leute auf die Inſel, die ſich mit Waſſer, Holz und friſchem Fleiſch oder etlichen Gemüſen verſehen und ihre mühſelige Fahrt durch eine Luſtbarkeit unterbrechen wollten. — Wahrhaftig, des Chroniſten Bild iſt das bezeichnendſte: wie die bibliſche Schlange näherte er ſich hier und dort einem handfeſten Burſchen und ſchilderte ihm mit diaboliſcher Süße die Wonnen der Inſel, oder ſuchte ihn gar in die Reize der weiblichen Maurelios zu verſtricken, und ließ nicht nach in ſeinen Lockungen, bis er einen Deſerteur an ſeiner Seite hatte. Vier Spießgeſellen gewann er nach und nach, denn er zögerte nicht, die neuen Kameraden in ſeinen blutigen Plan einzuweihen.

Der Chilene iſt von Haus aus mißtrauiſch. Auch die Maurelios beargwöhnten ſchon ſeit geraumer Zeit den Schotten und ſeine Bande, und wurden nur mäßig überraſcht, als einer des ränkevollen Konſortiums zum Verräter wurde. Nun aber handelten ſie ohne Verzug. Eines Morgens, während Osborn mit ſeinen Genoſſen im fernen Walde Holz ſchlug, drangen ſie in deren gemeinſchaftliche Höhle, wo nur der unmündige Hans Feuer und Waffen bewachte, bemächtigten ſich der Gewehre und ſetzten den fremden Abenteurern nach, die ſich bis auf Osborn ergaben. Dieſer ſuchte zu fliehen. Aber ein

Streifſchuß lieferte ihn ebenfalls in die Hände ſeiner rachedürſtigen Feinde.

Aus eigener Machtvollkommenheit verurteilten die Maurelios den gefangenen Schotten als „Aufrührer und Ketzer“ zum Tode. Richter und Henker in einer Perſon, erſchoß ihn das Familienhaupt, der alte Franz Javier.

Archibald ſtarb gefaßt. Als einzige Gnade erbat er einige Sekunden für ein kurzes Gebet.

Die anderen Fremdlinge blieben unbehelligt, verließen jedoch bei der nächſten Gelegenheit die Inſel. Aber die Maurelios kamen nicht dazu, ſich der Alleinherrſchaft lange zu freuen. Die chileniſche Regierung verbannte ſie zur Sühne ihrer Lynchjuſtiz nach dem unwirtlichen Punta Arenas.

Siebzehntes Kapitel.

Der moderne Robinſon.

Und wiederum verſtummte die menſchliche Zunge auf Juan Fernandez. Nur ſelten betrat es die Bemannung einer Fiſcherbark. Einige Male ſetzten weltreiſende Naturforſcher ihren Fuß auf die Inſel — die Franzoſen Charles Bertero und Claude Gay, die Engländer Maria Graham und David Douglas — aber kein einziger Koloniſt, kein Verbannter, kein Robinſon. Und niemand verſpürte mehr Luſt, in ihrem Hafen zu ankern, und am wenigſten auf ihren Fluren zu wandeln oder gar in ihre Wälder einzudringen. Denn die Inſel war kein heiteres Märchenland mehr, ſie war trotz des blauen Himmels, der über ihr leuchtete und ihre Felſen in blauem Lichte badete, eine Stätte der Verdammten.

Die Legion der Ermordeten war wieder auferſtanden. In ſeltſamen Vermummungen ſpukten ſie in den Wäldern. Man hatte gehört, wie ſie miteinander debattierten, wie ſie riefen und Hohngelächter ausſtießen. Doch man hatte

auch erlauſcht, wie ſie beteten in endloſem, dumpfen Gemurmel. Mit Lichtern bewegten ſie ſich zu vielen, bald wirr, bald wie in feierlichen Prozeſſionen. — So erzählte man ſich am Feſtlande, ſo raunt es noch heute auf Maſatierra.

Erſt im letzten Drittel des verfloſſenen Säkulums brach eine neue Zeit für Juan Fernandez an, eine Morgenröte beſſerer Tage, die Epoche der Ordnung einleitend. Sie knüpft ſich an einen deutſchen Namen, den ein Schweizer Edelmann nach der fernen Inſel trug: Alfred von Rodt.

Alfred von Rodt war ein gebürtiger Berner, indes öſterreichiſcher Offizier geworden und bei Schloß Nachod 1866 ſchwer verwundet. 1870 trat er dem franzöſiſchen Heere bei und machte die Schlacht bei Champigny mit. Die zwei unglücklichen Kriege (in ſeinem Sinne!) hatten ihm offenbar Europa verleidet, in dem das Land ſeines Haſſes, Preußen-Deutſchland, zu ungeahnter Macht emporſtieg. Er ging nach Südamerika; erſt nach Braſilien, dann über Argentinien nach Chile. Inzwiſchen hatte Don Alfredo, in welchen er ſich naturgemäß verwandelte, das 34. Lebensjahr vollendet.

Da, im Sommer 1877, als er in dem reizenden Meerbade Viña del Mar bei Valparaiſo die Renten ſeines erklecklichen Vermögens verzehrte, las er eines Tages, wie die chileniſche Regierung die Verpachtung der Inſel Juan Fernandez zum beſten Gebot ausſchrieb. Sein Entſchluß

ſtand im Augenblick feſt. Er kannte zwar nicht die Inſel, wohl aber vieles ihrer ſeltſamen Geſchichte. Ein neuer Robinſon, aber in größerem Stile, wie es ſeinen Mitteln entſprach, das war in der Tat ein erſtrebenswertes, einzigartiges Ziel! In dieſem Momente verſöhnte er ſich mit dem Geſchicke, welches ihm den Lorbeer vorenthalten hatte und ſeinen Tatendrang in Melancholie zu erſticken drohte; er ſah in ihm eine Fügung.

Jugendlicher Eifer erfaßte ihn. Der Pachtkontrakt wurde unterſchrieben, obwohl er teuer zu ſtehen kam; denn außer einer übertriebenen Miete war er die Verpflichtung eingegangen, zweimal im Monat ein Schiff nach Valparaiſo zu ſenden, um die Inſel in laufender Verbindung mit dem Feſtlande zu erhalten. — Die chileniſche Regierung hatte ſich in den Zeiten, wo ihre Staatsbürger das Eiland bevölkerten, mit ein bis zwei Transporten im ganzen Jahr begnügt!

Nachdem der Herr von Rodt noch glücklicher Beſitzer einer alten, wenn auch nicht wohlfeilen Bark geworden war — Enthuſiasmus ſteht hoch im Preiſe in Südamerika! — brachte ihn eine chileniſche Korvette in ſein Reich. Aber wenn er nun glaubte, vom erhabenen Standpunkte ausrufen zu dürfen: „dies alles iſt mir untertänig!“ ſo hatte er ſich zum erſten Male geirrt. Als Eigentum der Regierung erwieſen ſich lediglich ein Dutzend verwilderte Pferde, die Ruinen eines Hauſes und ein Flaggenmaſt. Alles übrige reklamierte, die entſprechenden

Aktenstöße unter dem Arme, ein früherer Mieter: Ferdinand Lopes. So blieb Don Alfredo nichts anderes übrig, als abermals in seine Börse zu greifen und mit 4000 Pesos (damals etwa 16000 Mark) den hartnäckigen Vorgänger abzufinden.

Der neue und moderne Robinson beabsichtigte, nicht allein die Wälder und Ziegenherden zu beherrschen, sondern auch ein kleiner König über Menschen zu sein. Ihr Patriarch gewissermaßen. Er hatte auch nicht im Sinne, das Dolcefarniente von Viña del Mar fortzusetzen, sondern Arbeit sollte die Tage füllen, die rüstige Arme, von ihm angespornt, fröhlich vollbrachten. Aus Juan Fernandez sollte ein Strom von Gütern dem Festlande zufließen und sich dort in Gold und gute Wechsel umsetzen, zum Wohle und höheren Ruhme der neuen Kolonie und ihres projektenreichen Hauptes. Darum hatte Don Alfredo die Werbetrommel gerührt und ein buntes, internationales Volk von Männern und Frauen angelockt, das mit ihm segelte.

Und alle gediehen. Besonders die Kinder, deren Zahl sich in zweieinhalb Jahren verdreifachte — nur der Chef selbst verzehrte sich in Sorgen. Denn, welche Entdeckung! Die „Untertanen" bedurften weder des väterlichen Schutzes noch der Ermahnung zur Tätigkeit. Man konnte auf der Insel ohne Arbeit leben! Was brauchten sie? Das tägliche Brot spendete das Meer, die Berge, der Wald. Das bißchen Geld für Kleidung die eingesalzenen Seehunds-

und Ziegenfelle, bunte Muſcheln und Korallen. Hummer gab's alle Tage, auch in der ärmſten Hütte! Niemand brauchte Koſtgeld zu zahlen, niemand Pacht, ausgenommen der Herr der Inſel, der Patron.

Was gedachte doch der induſtrielle Robinſon alles zu verfrachten in den „Karl Edwards“*), ſeine Bark, die allmonatlich zur Küſte ging? Maſtochſen, Kühe und Rinder, Pferde und Schafe, Seehunds- und Ziegenfelle, Haifiſchöl, getrocknete Fiſche, lebende und eingemachte Hummern, die Stämme der Chonta, Holzkohle und Kartoffeln und mancherlei Gemüſe und Früchte. Aber der „Karl Edwards“ ſegelte mit leerem Bauche, bis er nach kaum einjährigem Dienſte zerſchellte.

Schon nach fünf Jahren war Don Alfredo ſo weit, daß er ſeine Rettung nur noch in der Gründung einer Aktiengeſellſchaft ſah. Er veröffentlichte einen wundervollen Proſpekt, der einen ebenſo ſicheren wie reichlichen Reingewinn garantierte.

Armer Alfredo! Prediger der Wüſte! Deine Epopöe auf die Schätze der Inſel blieb ohne Widerhall. Und Du biſt gottlob nie in die Notwendigkeit verſetzt worden, jährlich für 6000 Sack Holzkohle Wald verbrennen zu müſſen, wie Du verſpracheſt. Unverſtanden und — verzeihe — über die Löffel barbiert haſt Du es ſpäter noch ein Vierteljahrhundert lang als Wohltat empfunden, daß man auch ohne Arbeit und Geld auf der Inſel

*) Edwards, Name einer angeſehenen chileniſchen Familie.

leben kann. Und Du bist der eifersüchtige Beschützer des Eilands geworden, ihrer Palmen und Baumfarne, ihrer Ziegen, Hummer und Kolibri. Ja, Du hast Gesetze gegen ihre Vernichtung schaffen helfen, denn Du gönntest sie keinem anderen. So wurde Deine Schwäche ihr Segen. Und Du sollst selbst darum gesegnet sein, der Du den ewigen Schlaf schläfst auf dem Friedhofe, dem Meere nahe, das Du so liebtest, bei Deinem Töchterlein, welches in jener Weihnachtsnacht aus Fieberträumen Dir voranging.

Achtzehntes Kapitel.

Abſchied.

Juan Fernandez iſt auf dem Wege ein volkreiches Eiland zu werden. Die Bahia Cumberland umrahmt heute ſchon ein Kranz von Häuschen mit blitzenden Zinkdächern, und auf der Plattform des alten Kaſtells thronen Kirche und Schule. Dem Strande nahe ſtöhnt die Dampfmaſchine einer Konſervenfabrik, welche Languſten und Bacaláos einmacht. So hielt auch bereits die Induſtrie ihren Einzug auf die entrückte Inſel.

Die Juan Fernandezianer ſtammen aus aller Welt. Chilenen, Spanier, Portugieſen, Franzoſen, Italiener, Engländer, Deutſche, ja, ſelbſt Norweger und Dänen fanden ſich auf Maſatierra ein. Manche leben wie Robinſon abgeſondert hier und dort auf einer verſteckten Höhe und gehen einſam dem Fiſchfang und der Ziegenjagd nach; Abenteurer, die mit der Welt und ſich zerfallen ſind, und denen die Inſel die Kloſterzelle erſetzt. Die meiſten aber ſchließen ſich gruppenweis zuſammen und

liegen in gemeinſamen Booten dem Hummerfang ob, der wichtigſten Einnahmequelle. Freilich vereinigt ſie nicht kameradſchaftliche Zuneigung, ſondern Opportunismus, denn Haß und Hader beherrſcht die Gemüter — der Fluch abgeſchloſſener Gemeinweſen.

Der Tempel des Heiligen Antonius erſtand wieder, aber noch fehlt der Prieſter. Nur alle paar Jahre, wenn einmal ein chileniſches Kriegsſchiff die Inſel beſucht, landen einige Mönche, um eine „Miſſion“ abzuhalten, d. h. den inzwiſchen geſchloſſenen Ehen den Segen der Religion zu erteilen, die zahlreichen Kinder im Haufen zu taufen und unter Dach und freiem Himmel zu predigen. Drei Tage pflegt eine ſolche Feier zu dauern, faſt ohne Pauſe von Sonnenaufgang bis -untergang. Ein Kreuz bewahrt ihr Andenken.

Der Wald weicht wieder zurück. Der Menſch bedrängt ihn, aber mehr noch ein anderer Feind, ein Pilz, welcher wie die Peſt wütet. Er befällt und vernichtet die herrlichſten Bäume: Naranjillo, Luma, Canelo, Manzano, Murtillo und Juan Bueno. Und widerſtandsfähigere Eindringlinge machen den eingeborenen Edelingen den Krieg, vor allem der unſchöne, geile Maqui. Die Fluren bewuchert die häßliche Zarzaparilla, deren Früchte ſich wie Kletten an die Ferſen heften.

Jene Zerſtörer waren dem Reiche Robinſons fremd. Aber ſeit den Tagen des ſchottiſchen Eremiten legte die Inſel auch noch mannigfältigen Schmuck an:

Hans Scheid phot.

Eine Miſſion.

Blick in die Bahia Cumberland, in der ein chileniſches Kriegsſchiff ankert.

die Gemäuer und Felsen bekränzten sich mit der feurigen Blütenpracht verwilderter Kapuzinerkresse und die Bäche säumten die weißen Kelche der Kalla.

Doch eins blieb sich gleich: die sonnigen Tage mit dem tiefblauen Himmel, an dem helle Wolken wie zur Unterhaltung der Insulaner — die auch heute die Arbeit noch nicht drückt — sich formen und zerfließen, und das azurne Meer, welches die Insel mit dem breiten, weißen Gischtbande umgürtet. —

Ein Spätsommermittag. Der „Juan Fernandez" war bereit zur Fahrt nach der Küste. Wir befanden uns an Bord. Ein kräftiger Südwest blähte sein großes, rechteckiges Segel und zielbewußt glitt er aus der Cumberlandbai hinaus, ostwärts dem Festland entgegen. Die Insel entfaltete noch einmal ihren ganzen Zauber. In blauviolette Gaze gekleidet, floß ihr das duftige Gewand in wunderbaren Linien ins Meer hernieder, und wie kostbare Borte verbrämte ihre reiche Silhouette gold-silberner Schimmer. Sie änderte die Farben, sie erglühte in warmen, leuchtenden Tönen — aber unser Schifflein steuerte unbeirrt seinen Kurs. Da erlosch das lockende Spiel und blauschwarz und schließlich in tiefstes Dunkel gehüllt entschwand sie unserem Horizonte.

Fünf Tage Fahrt, dann erstrahlte das Leuchtfeuer von Curaumilla und bald auch das Lichtmeer von Valparaiso. Die Nacht fand uns im Hafen.

Anmerkungen.

A.

Adobes, rechteckige Lehmblöcke, werden aus Lehm und zerhacktem Stroh geformt und ungebrannt lufttrocken verwendet.

Aguilucho, *Buteo erythronotus*, gemein in Chile und ständig in Maſafuera; in Maſatierra nur hin und wieder.

Alpenroſe von Juan Fernandez, *Escallonia calcottiae*, Fam. Saxifragaceae. Blüte rot oder roſa.

Amaryllis, *Phycella*.

Ananasgewächs, *Ochagavia elegans*, Fam. Bromeliaceae.

Andeſit, wie Baſalt neuvulkaniſches Geſtein.

Aromo Kaſtiliens, *Azara serrata*, Fam. Flacourtiaceae. Hoher, derber Strauch mit gelben Blütenſtänden. Wächſt erſt in Höhen von 400—500 m.

B.

Bacaláo, *Polyprion oxigeneios*.

Bambus, einheimiſcher Name Coligüe, *Chusquea fernandeziana*. Fam. Gramineae.

Bärenſchote, *Astragalus*.

Baumfarne, ſ. Farne.

Berro, eine *Nasturtium-* oder *Cardamine*-Art.

C.

Canelo, *Drimys winteri*, Fam. Magnoliaceae. Bis 10 m hoch.

Cernicalo, *Tinnunculus cinnamominus*. Gemein in Chile.

Chonta, *Juania australis*, Fam. Palmae. 12—15 m hoch.

Cycasfarne, *Lomaria cycadifolia*.

D.

Diſtelfalter Südamerikas, *Pyrameis carye.*

E.

Eiſenhart, *Verbena littoralis,* Fam. Verbenaceae.

Enzian, *Gentiana.*

Erdbeere, *Fragaria chilensis.*

F.

Fardela, *Oestrelata neglecta,* Fam. Procellaridae.

Farne, Fam. Cyatheaceae (Baumfarne). *Dicksonia berteroana, Alsophila pruinata. Thyrsopteris elegans.* — Fam. Polypodiaceae (Tüpfelfarne). *Pteris, Blechnum, Lomaria (cycadifolia), Asplenium, Aspidium, Polypodium, Gymnogramme* u. a. Gattungen. Fam. Hymenophyllaceae (Hautfarne). *Hymenophyllum, Trichomanes.*

Felſentaube, *Columba livia.*

Flamingo, *Phoenicopterus andinus,* lebt zwiſchen 3000—4000 m.

Fliegen, *Tachina, Sarconesia, Sarcophaga, Musca.*

Flockenblütenbaum, *Centaurodendron dracaenoides,* Fam. Compositae. Baum von 2—3 m Höhe. Gablig verzweigt, Blätter an den Zweigſpitzen, wo auch die Blütenköpfchenſträuße hervorſprießen.

G.

Gauklerblume, *Mimulus parviflorus,* Scrophulariaceae.

Glockenblumen, vornehmlich *Wahlenbergia fernandeziana,* Fam. Campanulaceae.

Gringo, Übername für die Ausländer, jetzt allgemein, früher nur auf Engländer bezogen.

H.

Hautflügler, *Omalus.*

Heuſchrecke, *Oedipoda.*

Humboldt-Pinguin, *Spheniscus humboldti.*

Hundskamille, an unſere, erinnernde Kompoſite, *Bahia ambrosioides.*

J.

Jucenſio, ſ. Robinſonbäume.

Iris, *Libertia formosa*, Fam. Iridaceae.

J (i).

Juan Bueno, *Rhaphithamnus longiflorus*, Fam. Verbenaceae. 6—8 m hoch.

K.

Käfer, Carabidae: *Pristonychus, Antarctia, Bembidium* u. a.; Staphylinidae: *Eleusis;* Nitidulidae: *Trogosita;* Curculionidae: *Pentarthrum, Pachystylos;* Coccinellidae: *Eriopis.*

Kalla, *Zantedeschia aethiopica*, Fam. Araceae.

Kapuzinerkreſſe (Kappern), *Tropaeolum majus.*

Kolibri, ſ. Picaflor.

L.

Labiatenſträucher, 3 Arten der auf Maſatierra beſchränkten Gattung *Cuminia*, Fam. Labiatae.

Languſte (*Palinurus frontalis*), von den Deutſchen auch fälſchlich Hummer genannt, ermangelt der großen Scheren. Das Fleiſch iſt ſehr geſchätzt. Werden lebend nach Valparaiſo gebracht und hier mit 3 bis 4 M. bezahlt, während ſie auf der Inſel nur 6—8 Pf. koſten, aber hauptſächlich an Ort und Stelle zu Konſerven verarbeitet.

Lobelien, *Lobelia anceps*, Fam. Campanulaceae.

Lúcuma, *Lucuma valparadisea*, Fam. Sapotaceae.

Luma, *Myrceugenia fernandeziana*, Fam. Myrtaceae. Wird 20—25 m hoch und 60—80 cm dick. Holz hell und ſehr hart.

M.

Manzano, *Boehmeria excelsa*, Fam. Urticaceae.

Mapuche-Indianer oder Araukaner, halbziviliſiert, bewohnen noch heute den Süden Chiles, namentlich dort, wo ſich die deutſchen Kolonien befinden.

Maqui, *Aristotelia maqui*, Elaeocarpaceae. Strauch 3—4 m hoch. Immergrün. Blaue, ſehr beliebte Beeren produzierend. Wahrſcheinlich erſt vor 50 Jahren von Chile nach der Inſel gelangt, wo er ſich fabelhaft verbreitet hat.

Maſafuera, 84 qkm, 160 km weſtlich von Juan Fernandez. Höchſter Gipfel 1840 m. 1907 mit 24 Seelen.

Maſatierra oder Juan Fernandez, gebirgige, vegetationsreiche Inſel von 93 qkm, 670 km weſtlich von Valparaiſo gelegen. 1907 mit 175 Seelen und 35 Häuſern.

Meduſen, Quallen.

Melonenquallen, *Beroë*, Ctenophoren = Rippenquallen.

Michaies, Früchte vom Michai, *Berberis corymbosa*. Fam. Berberidaceae.

Minze, *Mentha aquatica*. Von Europa nach Chile und von hier nach Juan Fernandez gelangt.

Moosbärte, ein echtes Moos, welches ſich in den Bäumen in langen Strähnen aufhängt. *Leskia mollis*.

Murtilla, Frucht des Murtillo, *Ugni molinae*.

Murtillo, *Pernettya rigida*, Fam. Ericaceae.

Murtillo, *Ugni molinae*, Fam. Myrtaceae.

N.

Naranjillo, *Zanthoxylum mayu*, Fam. Rutaceae.

P.

Palme, chileniſche, *Jubaea spectabilis*.

Pampanito, *Scorpis chilensis*.

Pangue, *Gunnera peltata*, Fam. Halorhagidaceae. Ein mächtiger, 4 bis 6 m hoher Stamm bringt lang geſtielte, flach trichterförmige Blätter von 1 m oder gelegentlich faſt bis zu 2 m Durchmeſſer

hervor. Gedeiht beſonders üppig an feuchten Orten. In den Höhen von 400 m aufwärts wächſt eine kleinere Art, *G. bracteata*.

Peralillo, *Psychotria pyrifolia*, Fam. Rubiaceae.

Perleninſeln, Islas de las perlas, niedrige Inſeln im Golf von Panama.

Phyſalien, *Physalia*, Siphonophoren = Röhrenquallen.

Picaflor, der größere, *Eustephanus fernandensis*. Auf Maſatierra und Maſafuera beſchränkt.

Picaflor, der kleinere, *Eustephanus galeritus*. In den Niederungen Chiles, namentlich winters, wo er von der Hochkordillere herabkommt, häufig.

Pilz, die Peſt der Waldbäume von Juan Fernandez, *Limacinia fernandeziana*, Fam. Ascomycetes.

Portales, Diego, Haupt der konſervativ-klerikalen Partei, allmächtiger Miniſter von 1831—37.

Puna, jene an der Schneegrenze befindliche „alpine" Region der Anden Bolivias und Perus, welche dem Páramo Kolumbiens entſpricht.

Q.

Quebrada, Schlucht.

Quitte, *Cydonia vulgaris*, wahrſcheinlich durch den Entdecker ſelbſt eingeführt.

R.

Rancho, Hütte.

Rayadito, *Oxyurus spinicauda*. In Chile und Patagonien.

Reſino, ſ. Robinſonbäume.

Robinſonbäume und Sträucher, *Rhetinodendron* und *Robinsonia*, Fam. Compositae. Auf Maſatierra beſchränkt. Den Senecionen verwandt. Blütenköpfchen diöziſch. Von den Inſulanern werden verſchiedene Arten der Gattung *Robinsonia* als Reſino und Incenſio unterſchieden.

Röhrenquallen, Siphonophoren.

Ruhrkräuter, *Gnaphalium cheiranthifolium* u. a., Fam. Compositae.

S.

Salpen, freiſchwimmende Manteltiere, Tunicaten.

Sandelbaum, Sandalo, *Santalum fernandezianum*, Fam. Santalaceae. Zur Zeit nur noch ein Exemplar bekannt von 9,5 m Höhe, welches in einer Schlucht des Puerto Ingles wächſt. Früher reichlich ſowohl auf Maſatierra als auch Maſafuera vorhanden, wofür hiſtoriſche Berichte und häufige Funde halbfoſſilen Holzes ſprechen.

Santa Clara, Inſelchen von 4—5 km Länge und 2—3 km Breite; 374 m hoch. Vom ſüdlichſten Ende von Juan Fernandez nur durch eine ſchmale Waſſerſtraße getrennt.

Sauerklee, *Oxalis corniculata* u. a., Fam. Oxalidaceae.

Säulenkaktus, *Cereus coquimbanus*.

Savinilla, *Margyricarpus setosus*, Fam. Rosaceae. Meterhohes, ſtark verzweigtes Gewächs, faſt in ganz Südamerika verbreitet.

Schleiereule, *Strix flammea*.

See-Elefant, Rüſſelrobbe, *Cystophora proboscidea*. Südliches Eismeer, Kerguelen.

T.

Tauſendgülden, *Erythraea chilensis*, Fam. Gentianaceae.

Teatinagras, *Avena hirsuta*, Fam. Gramineae.

Teufelstabak, *Lobelia tupa*, Fam. Campanulaceae.

Torito, *Anaëretes parulus*. In Chile, Peru, Bolivien und Argentinien.

Toyo, *Galeorhinus mento*, Fam. Galeidae.

U.

Urtiere, leuchtende, *Noctiluca*.

V.

Valparaiſo, bedeutendſte Hafenſtadt Chiles und der Weſtküſte Südamerikas.

Venusband, *Cestus*, Ctenophoren = Rippenquallen.

Vereinblütler, kleinen Palmen ähnelnde, *Dendroseris pinnata*, Fam. Compositae. Bäumchen von 2—4 m Höhe mit dünnem, nicht verzweigtem Stamm. Die 25—40 cm langen, unpaar gefiederten Blätter bilden an der Spitze des Stammes eine Krone. Stirbt wahrscheinlich nach der ersten Blüte ab, die von mehreren hundert unscheinbaren Köpfchen straußartig geformt wird.

Vicuña, *Auchenia vicuña*, das wilde Lama Boliviens und Perus.

W.

Wegerichbaum, *Plantago fernandezia*, Fam. Plantaginaceae. Bäumchen von 1—2 m Höhe; Stamm selten verzweigt. Die Blätter, welche über 20 cm lang und bis $3^1/_2$ breit werden, sammeln sich an der Spitze des Stammes an.

Y.

Yunque, mit 927 m höchster Gipfel der Robinsoninsel.

Z.

Zarzaparilla, *Acaena argentea*, Fam. Rosaceae.

Zorzal, *Turdus magellanicus*. In Chile gemein.

Einige beſonders wichtige Werke über die Robinſoninſel.

Walter, Richard. A voyage round the world in the years 1740 to 1744 by George Anson. London 1748.

Graham, Maria. Journal of a residence in Chile during the year 1822 and a voyage from Chile to Brazil in 1823. London 1824.

Bertero, Charles. Notice sur l'Histoire Naturelle de l'île Juan Fernandez. Paris 1830.

Vicuña Mackenna, Benjamin. Juan Fernandez. Historia verdadera de la isla de Robinson Crusoe. Santiago de Chile 1883.

Hemsley, William. Report on the botany of Juan Fernandez and Masafuera. Challenger-Report. London 1885.

Johow, Federico. Estudios sobre la flora de las islas de Juan Fernandez. Santiago de Chile 1896.

Reisen eines Naturforschers im tropischen Südamerika

von **Dr. Otto Bürger**

Professor der Zoologie an der Universität Santiago de Chile
(früher in Göttingen)

Mit 16 Vollbildern und 2 Abbildungen im Text

Preis: brosch. M. 7,60, geb. M. 9,—

INHALT:

Über den Ozean und im Westindischen Archipel. Baranquilla. Auf dem Magdalena Honda. Im Urwalde. Die verschiedenen Klimate und ihre Kulturgewächse. Aufstieg nach Bogotá. Die Hauptstadt Kolumbiens. Savanna und Páramo. Ein Ausflug nach dem Tequendamafall und der natürlichen Brücke von Pandi. In die Llanos. In den Norden der Republik. La Union. Aufbruch zum Rio Meta. Orocué. Der Orinoco. Trinidad.

Einige Urteile über das Werk:

„Der Leser bekommt so ein interessantes Bild von den Wandlungen, welche Flora und Fauna in jenen Bergländern von der Ebene bis zur Schneegrenze erfahren. **Das Werk ist angelegentlich zu empfehlen.**“ *Deutsches Kolonialblatt.*

„Der Hauptwert des Buches liegt in der Schilderung der Tierwelt, zum Teil auch in der Pflanzenwelt, **die der Verfasser mit guter Kenntnis, Sorgfalt und Liebe** beschreibt.“ *Petermanns Mitteilungen.*

„**Es sind liebliche und ungemein anschauliche Natur- und Reiseschilderungen,** die uns in dem vorliegenden Buche ein reisender Zoologe von Kolumbien, Venezuela und Trinidad bietet.“ *Globus.*

„... diese Andeutungen dürften zeigen, daß man es in Bürgers Reiseschilderung mit einem Buche von **vielseitigem** und **eigenartigem** Interesse und demnach einem **wichtigen Beitrage** zur Kenntnis der Länder Kolumbia und Venezuela zu tun hat.“ *Deutsche Geographische Blätter.*

„In flüssiger und ungekünstelter Darstellung werden die Beobachtungen im Gang der Reise **mit angenehm belehrenden und gründlichen** Mitteilungen über die ganze Flora und Fauna und deren Abhängigkeit von Klima und äußeren Bedingungen verbunden.“ *Deutsche Literaturzeitung.*

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile

von Professor Dr. Otto Bürger

Mit 31 Vollbildern und 6 Textillustrationen (410 Seiten gr.-Oktav)

Preis geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—

Vorwort

Im Februar 1900 erhielt ich von der Chilenischen Gesandtschaft in Berlin die Anfrage, ob ich geneigt wäre, einen Verwaltungsposten am Museum und eine Professur an der Universität von Santiago anzunehmen. Ich erklärte mich bereit und verblieb beinahe 8 Jahre in Chile. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die langgestreckte Republik vom äußersten Norden bis zur Magelhaensstraße kennen zu lernen, meistens im Auftrage der Regierung zu Studien ausgesandt. Ich vermochte mir also wohl ein Bild von Charakter und Bewohnern jener merkwürdigen Küsten zu formen, zumal ich von Anfang an darauf bedacht war, alles Kennzeichnende zu sammeln: Tiere, Pflanzen und Gesteine; — aber auch Beobachtungen an den vielfarbigen Menschen aller Schichten, dem seltsamen Gesellschafts- und Staatsorganismus und besonders über das so ungleiche Milieu, in dem sich das Leben des eigenartigen Mischvolkes, der reinrassigen Kolonisten und der Indianer abspielt. Das vorliegende Buch enthält sie. Es ist keine Landeskunde, aber es möchte immerhin ein Führer sein, dem Deutschen in der Heimat eine Vorstellung geben von jenen Tälern und Ebenen, welche die gewaltigen Kordilleren begleiten und durchbrechen, Stätten, die so blumenreich sind und gesegnet: im Süden mit Korn und zahllosen Früchten, im Norden mit kostbaren Erzen und Salzen, — und nicht minder von den Herren all dieser Reichtümer: dem Heer der Geknechteten, das sie hebt für eine in Saus und Braus lebende winzige Minderheit Privilegierter, die sich stolz „la Jente“ nennt, und der breiten Masse, die zwischen hoch und niedrig genußhungrig anschwillt — ihrer Moral, ihren Leidenschaften und Zielen. Aber auch dem Deutschen in Chile möchte dies Buch sich empfehlen, sei es zum Nachschlagen, sei es, um das Adoptivvaterland einmal in einem anderen Spiegel zu mustern.

Bekanntlich ist in Südamerika, nächst Brasilien, Chile früher am meisten durch die deutsche Einwanderung bevorzugt worden. Die großen Provinzen Llanquihui und Valdivia sind fast rein deutsch und die der Frontera vorwiegend, so daß sich die deutsche Zone etwa vom 37° bis 42° s. Br. ausdehnt. Daraus erhellt, daß unser Reich ein wesentliches Interesse an jenem südlichsten pazifischen Staatswesen besitzt, und Orientierungen über dasselbe nicht zwecklos sein können.

Das Bild Chiles schwankt in deutscher Beurteilung zwischen sehr dunkel und sehr hell. Es gibt ausländische Kreise in Chile, welche es sich seit Jahrzehnten zur Aufgabe machten, das Land als Eldorado zu preisen, und gebildete Rückwanderer, die es einen Raubstaat ohnegleichen nennen. Sollte mein Buch in dem schroffen Gegensatz der Meinungen vermitteln und klären können, so wäre ein weiterer Zweck desselben erfüllt.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

13. Auflage der Originalausgabe

Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande,

wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte.

Zuerst gesammelt und englisch herausgegeben von

R. E. Raspe

Übersetzt und hier und da erweitert von

G. A. Bürger

---

13. Auflage der Originalausgabe der deutschen Bearbeitung.

Mit 15 Federzeichnungen von **Hosemann.**

Preis elegant gebunden M. 1.50.

„Die vorliegende neue Ausgabe der bei jung und alt, in allen Kreisen der Gesellschaft gleich „Eulenspiegel" und „Jobsiade" bekannten und beliebten Münchhausen-Abenteuer ist durch eine gedrängte, mit Illustrationen versehene Lebensgeschichte des just vor einem Jahrhundert zu seinen ritterlichen Vorfahren versammelten Freiherrn von Münchhausen bereichert. Dieses knappe Lebensbild wirft trotz seiner Kürze einige sehr interessante und wohl nur wenigen bekannte Schlaglichter auf die Gestalt und den Charakter des Königs aller Aufschneider und Lügner, dessen unerschöpflicher Humor auch in diesem neuen, vornehm ausgestatteten Gewande hoffentlich viele Freunde im deutschen Lesepublikum erwerben wird." *Braunschw. Rundschau.*

Balkan-Bilder

Eine Studienreise durch Dalmatien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina von

Gino Bertolini

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von
Martha Rumbauer

Preis brosch. M. 5.—, gebd. M. 6.—

Der Verfasser, Dr. Gino Bertolini, ein Bruder des gegenwärtigen Ministers der öffentlichen Arbeiten in Italien, hat in höchst eigenartiger und fesselnder Weise seine Reise durch die Balkanländer beschrieben, die er im Automobil im Herbst vorigen Jahres unternahm. — Er befand sich gerade am Tage der Annexion Bosniens und der Herzegowina in Sarajewo und sah, wie die Proklamation Österreich-Ungarns an die Säulen und Mauern angeschlagen wurde. Er kann uns also aus eigener Anschauung, unterstützt von seinen Photographien, berichten, wie die Dinge dort vor sich gingen. Nach einem Rückblick auf den Okkupationskrieg von 1878 kommt der Autor auf die gegenwärtigen politischen Verhältnisse in jenen Ländern zu sprechen, die heute das Interesse Europas in Atem halten.

Beschreibung des Jehol-Gebietes

in der Provinz Chihli

Detail-Studien in chinesischer Landes- und Volkskunde von
Dr. O. Franke

1902. XV und 103 Seiten gr. 8°. Mit
einer Karte und sechzehn Vollbildern

„Wundersam fürwahr in seiner Schönheit ist der Strand des Joho-Flusses, und von den Geistern gesegnet dieses Gebiet am Grenzwall." Tempel-Inschrift in Jehol.

Geheftet M. 8.—, gebunden M. 9.—

W. P. Wassiljew

Die Erschliessung Chinas

Kulturhistorische und wirtschaftspolitische Aufsätze zur Geschichte Ostasiens

Deutsche Bearbeitung von **Dr. Rudolf Stübe**

Mit Beiträgen von Prof. Dr. R. Conrady

1909. Mit 2 Karten. XII und 236 Seiten 8°

M. 6.—, gebunden M. 7.20

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Das Weihnachtsbuch der deutschen Jugend ist und wird bleiben:

Seestern „1906"

131.—135. Tausend. Preis geb. M. 3.—, Volks-Ausgabe M. 1.—.

Das treffende Wort Theodor Storms: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben," trifft auch auf Seestern „1906" zu. Was hunderten von ausgesprochenen Jugendschriften nicht gelungen, das ist dem Verfasser von Seestern „1906" gelungen. — **Er hatte den Weg zum Herzen der deutschen Jugend gefunden.** — Die deutsche Jugend legte die Indianergeschichten und alle die schematischen Erzählungen von Land- und Seeabenteuern zur Seite und griff zu Seestern „1906", der unseres Volkes Not und Hoffen behandelte und die jugendliche Phantasie nicht mehr auf Prärien Nordamerikas führte, sondern ihr die wahre Bedeutung der Flottenfrage für Deutschland vor Augen rückte. In seinen von vaterländischer Begeisterung durchlohten Schilderungen las unsere Jugend in den Weihnachtstagen 1905 sich die Backen heiß. „Endlich ein großes prächtiges Buch für unsere Jungens" — „Meine beiden Jungens, denen ich den „Seestern" zu Weihnachten beschert habe, senden dem Verfasser ihren herzlichsten Dank" — so und ähnlich hieß es in hunderten von Zuschriften, die damals der Verlag erhalten hat. — Und mehr noch: Die Bedeutung dieses Werkes in seinem erzieherischen Wert für unsere Jugend wurde auch von **Kaiser Wilhelm** anerkannt. Auf seine Veranlassung lag in hunderten von Exemplaren Seestern „1906" auf den Weihnachtstischen in den Kadettenhäusern, und im Auftrage des preußischen Kultusministeriums wurde das Buch im Jahre 1906 als Schulprämie in deutschen Schulen verteilt. Das ist ein Erfolg, wie ein Buch, das nicht für die Jugend geschrieben, doch ganz besonders zum Herzen der Jugend spricht, wohl noch nie gehabt hat. — Und dann kamen die zahllosen Anfragen: Wann erscheint der nächste „Seestern"?

Der zweite „Seestern" ist bereits erschienen!

Wenn der Verfasser diesmal aus politischen Gründen ein anderes Pseudonym gewählt hat, so kann der Verlag heute, mit Erlaubnis des Verfassers, der deutschen Jugend zum Weihnachtsfeste verraten, daß das im Sommer d. J. erschienene Werk

Parabellum „Banzai"

von demselben Verfasser, vom Verfasser des „Seestern" ist. 5. u. 6. Aufl. 21.—30. Tausend. Preis geb. M. 3.60, brosch. M. 3.—.

Nicht auf europäische Schlachtfelder, nicht nach Kiel und Cuxhaven führt der Verfasser diesmal den Leser, sondern in die neue Welt, nach Amerika wo der Konflikt mit Japan schon in den nächsten Jahren zum Kriege führen muß. — Die Welt Coopers und seine Nachfolger, sie existieren nicht mehr. Ein neues großes Volk, ein Volk aus germanischem und deutschem Blute wohnt dort, wo einst der rote Mann den Büffel jagte. Mit diesem Volke, seinem Dasein, seinem Hoffen u. den ihm drohenden Gefahren die deutsche Jugend bekannt zu machen, auch sie auf den bevorstehenden großen Kampf vorzubereiten, in dem die Lose über eine Welt geworfen werden, **das ist die Bedeutung von Parabellums — Seesterns — „Banzai".**

Die grandiosen Schlachtenbilder zu Wasser und zu Lande werden von der deutschen Jugend schon jetzt mit glühender Begeisterung gelesen, aber nicht minder sind es die in dem Buche enthaltenen, tief zum Herzen sprechenden Züge echt deutschen Gemütslebens, die auch unsere Mädchen und Frauen ergreifen und ihnen die Bedeutung dessen, was kommen muß, vor Augen führen. — **Parabellums „Banzai"** ist einer riesenhaften politischen Kundgebung vergleichbar, die in allen 5 Erdteilen ein lautes Echo gefunden hat. Nach dem Urteil namhafter Pädagogen ist in dem Buche nicht eine Zeile enthalten, die in sittlicher oder in religiöser Beziehung auch nur das geringste Bedenken auslösen könnte, das Buch unserer Jugend nicht in die Hand zu geben.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig